

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 9.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von A. Gautschi.

(8. Fortsetzung.)

9. Kapitel.

Gräfin Dönhof hatte Elsa in ihr kleines Boudoir geführt. Die Kammerfrau und die Jungfer waren bemüht, die Damen ihres reichen Putzes und Schmuckes rasch zu entkleiden.

Die Gräfin hatte eine weite wattirte Hausrobe übergeworfen und hierauf die Dienerschaft hinausgeschickt.

Es war Mitternacht und in dem großen alten Palais mit seinen dicken Mauern und den mit Teppichen belegten Räumen herrschte lautlose Stille.

Man hörte das leise Zusammenbrechen der verbrannten Holzreste im Kamin, der eine schwache rötliche Glut durch den mit Kerzenlicht nicht hinlänglich erleuchteten Raum entsendete. Elsa stand an diesem Kamin und wand die letzten Rosen aus ihrem Haar, das nun entfesselt, in seiner goldigen Pracht ihr über die weißen Schultern wallte.

Ihre Arme, ihr Hals waren jedes Schmuckes entblößt, die reizenden Spitzenborten, die hoch hinausgezogen, ihre Büste zum Teil verhällt hatte, war sammt den Schleifen und Blumen bereits entfernt worden, und sie stand nun in dem einfachen, tief dekolorierten weißen Kleide da, das ihre jungfräulichen Formen in ihrem vollen Reiz erkennen ließ.

Sie hatte keinen Blick für ihr leibliches, liebliches Selbst.

Sie sah nach der Gräfin hinüber, die in einem bequemen Lehnstuhl sich niedergelassen, und sie horchte den geheimnisvollen Worten, mit denen diese begann, das Mädchen in die Sünde einzumweisen und sie davor zu warnen. Eine halbe Stunde später befanden sich die beiden noch an derselben Stelle.

Elsa hatte die Blüten, die sie auf die Knie gelegt, entblättert, und in nervöser zitternder Erregung flocht sie die goldigen Strähne ihrer Haare über die schlanken Finger.

Ihre Pulse klopften, was sie hörte, hatte ihre Exaltation noch gesteigert.

Auch Gräfin Natalie schien durch ihre eigenen Ausführungen in Erregung versetzt, und sie sprach noch fort.

Sie schilderte dem jungen Mädchen die Sünden der Welt, welche schändliche Sinneslust gezeitigt, und welche durch die moderne Verderbtheit, der nichts mehr heilig ist, zu alltäglichen, zu gewöhnlichen geworden waren.

Elsa besaß nicht die lächerliche Unerfahrenheit so vieler Mädchen in ihrem Alter; was man vor diesen ängstlich zu verbergen trachtet und in das Dunkel des Geheimnisses hüllt, darüber hatte ihr Vater sie frühzeitig aufgeklärt. Die Vorgänge, die in der Natur bei hohen und niederen Organismen die Fortpflanzung der Gattung sichern, und die in Anzahl vorhandenen Keime des Lebens zur Reife, zur Trennung aus dem Mutterchoße und zur Selbstständigkeit gelangen lassen, hatte er seinem Kinde mit allem Ernst und mit aller Würde auseinandergesetzt. Ohne zu erröten hatte sie dies entgegengenommen. Und warum sollte auch, was in der Natur begründet, was ihr Wesen selbst ist, einen keuschen Sinn verletzen?

Aber hier aus dem Munde der Gräfin hörte sie halbe Worte, versteckte Anspielungen, hörte von Unsittlichkeit und sträflicher Gier; zum erstenmale hörte sie von den entarteten Lüsten, von schamloser Verführung, die allein das Opfer, das unschuldige Opfer entehrt, und sie schauderte und ihre Wangen glühten vor Scham und Empörung. Und was sie gestern nur undeutlich noch begriffen, heute verstand sie es, ihr war ja der deutlichste Kommentar zu diesem allen geworden, sie hatte die lebendigste Illustration des Lasters vor ihren Augen gehabt. Aber ihr schien, als wäre sie selbst davon beschmutzt, verunehrt, und jetzt warf sie, als müsse sie sich vor sich selbst verhüllen, beide Hände vor ihr erglühendes Gesicht.

„Genug Tante, genug! ich will nichts weiter hören, mir graut vor dieser Welt, der ich entfliehen möchte, mir eckelt davor!“

Die Gräfin erhob sich von ihrem Stuhl und trat auf sie zu; ein tiefes Mitleid sprach aus ihren Zügen.

„Armes Kind! Immer ist Weltverachtung das Produkt der Erfahrung; sie konnte dir nicht erspart bleiben. Aber ein reiner Sinn wendet sich entsetzt von den Menschen und ihrem niedern Treiben hinweg. Zur Einkehr in dich selbst, zu stillen und frommen Betrachtungen will ich dich führen, die dir den Frieden der Seele wiederbringen werden.“ Die Augen der alten Dame wandten sich in schwärmerischer Exaltation nach oben. „Glaube mir, mein Kind, und du mußt es ja selbst im Innersten fühlen, der Menschengesicht kann nur durch höhere übernatürliche Be-

zichungen aufrecht erhalten bleiben, in dieser Welt des Jammers und der Jämmerlichkeit. Auch du verlangst, du schwachtest, wenn auch noch unbewußt, nach diesem Höheren." Sie hatte den Arm des jungen Mädchens in den ihren gezogen, und mit sanfter Gewalt drängte sie sie vorwärts.

"Komm," flüsterte sie in einem geheimnisvollen, zugleich verheißenden Ton, "ich will dich in mein Sanctuarium führen, ich halte dich nun würdig dieser Gunst."

Sie hatte eine Thür aufgestoßen und sie trat mit Elsa durch dieselbe ein.

Es war ein dunkler enger Raum, mysteriös und seltsam, in dem sie sich befanden.

Eine schwere Atmosphäre, die den Atem beklemmte, drang Elsa entgegen, es war Weihrauch, vermischt mit dem starken Duft welkender Blumen und verwesender Pflanzen, die unter Wasser gesetzt waren.

Das junge Mädchen lehnte sich an die Schulter ihrer Großtante und suchte mit weitvergrößerten Augen die Gegenstände, die diesen Raum erfüllten, und die sich in der schwachen, schwankenden Beleuchtung nur langsam aus dem Dunkel lösten, zu ergründen.

Die Wände ringsum waren mit schwarzem Tuch in faltigen Draperien bekleidet, die jeden Ton auffangen und erstickten.

Von einem Fenster war nichts zu sehen, der Tag, das freundliche Sonnenlicht war für immer ausgeschlossen. Aber in dieser kunstvoll gearbeiteten Lampe aus Bronze, die von der Decke herabhing, brannte unter einem roten Glase ein ewiges Licht. Es ließ einen mit einem Marienbilde versehenen hochaufgebauten Altar in dämmernden Umrissen erkennen und sprang in rötlich blühendem Widerschein auf den silbernen Gefäßen auf, die ihn schmückten.

Vor diesem Altar befand sich ein Betschemel, mit schwarzem Sammt ausgeschlagen.

Die gegenüber liegende Seite des Gemaches war durch drei Flammen einer Girandole, die auf einem Tische stand, etwas heller erleuchtet.

Man konnte einen schönen Christuskopf, ein modernes Meisterwerk, das an der dunklen Wand hing, deutlich unterscheiden. Er zeigte jene ernste Hoheit und ergreifende Melancholie, die ein führender Künstler solchen Gebilden zu verleihen weiß; ein schon oft angewendetes Kunststück, das auf optischer Täuschung beruht, hatte er auch hier wiederholt und die Augen so behandelt, daß sie dem Beschauer, je nach dem Standpunkt den er inne hatte, bald geschlossen, bald weit geöffnet erschienen.

Das Ganze machte auf Elsa, die sich flüchtig umgesehen, einen schreckhaft düstern und phantastischen Eindruck.

"Weshalb führst du mich hierher?" fragte sie, "wie beengt fühlt man sich hier."

"Es ist meine Zelle, in die ich mich zurückziehe, wenn mir das Herz schwer geworden, wenn Trauer auf mir lastet, wenn ich des Trostes bedarf. Hier bin ich sicher, ihn zu finden."

"Hier suchst du Trost!" rief Elsa erregt und in sich zusammenschauernd, "aber das ist ein Grab!"

"Und mußt du nicht durch ein solches hindurch, um in die Lichtgefilde der Seligkeit einzugehen?" fragte die Gräfin in frommer Ueberschwänglichkeit, und sie fuhr noch exaltirter fort, "sieh, hier ist Friede, das Geräusch der Welt dringt nicht herein, und nicht die unheilige Luft der Menschen. Bangt dir, Elsa, dich mit dir allein zu finden, mit jenem geheimnisvollen Wesen in deiner Brust, das nach dem Reinen dürstet, nach dem Ewigen? Laß es dir endlich zum Bewußtsein durchdringen, daß es sich dir offenbare."

"Ach, Tante, ich hatte die Menschen so lieb!" in bebender Inbrunst, wie ein Seufzer unendlicher Liebe kam es aus der Brust des Mädchens. Sie breitete ihre Arme aus, und wie damals, wo sie an dem einsamen Ufer stand und hinüber sah nach den Hütten der Menschen, blickte aus den tiefen Augen die stille, die unbefriedigte Sehnsucht, das Herzensbedürfnis nach anderen Individuen.

"Sie sind diese Liebe nicht wert, du mußt sie verachten," sagte die Gräfin mit jener Strenge, die den Gläubigen karaktirisirt.

"Und die Welt war mir so schön erschienen, Tante, hell und sonnig."

"Und doch sind in ihr alle Geister der Finsternis."

"Ich war so glücklich!"

"Du bist es nicht mehr; du kennst die Welt nur wenig, aber es gibt kein Glück in ihr, und was sie dir jetzt schon an Schmerzen zurückgelassen, es ist die Hölle!"

Elsa senkte den Kopf, "es ist eine Pein," murmelte sie.

"Und du empfindest eine Leere, eine Lede in deinem Herzen," fuhr die Gräfin, immer dringlicher werdend, fort, "faßt es dich nicht schon wie aufsteigende Verzweiflung? Und spürst du denn nicht wieder im Innersten den Trieb, diese Lede auszufüllen, an seine Stelle ein Hohes, ein Ideal zu setzen, das dich befriedigt?"

"Ja, o ja!" wie ein tiefaufquellender Strom von Ueberzeugung brach es von ihren zitternden Lippen.

"Und dies Hohe, das Höchste, es ist der Glaube, Elsa, es ist die Liebe zu Gott, es ist die Sehnsucht nach den Geheimnissen einer unbekanntem Welt." Die Augen der Gräfin leuchteten in einem fanatischen Feuer.

Elsa war vor ihr, die sich gesetzt hatte, auf den Teppich in die Knie gesunken, sie rang die Hände, wie im Kampfe mit sich selbst. "Aber ich vermag nicht an etwas Uebernatürliches zu glauben, weil ich es mir nicht vorstellen kann, weil mein Gehirn es nicht denken, nicht erfassen kann, und wie soll ich etwas lieben, das ich nicht kenne?" Ein herber Schmerz und zugleich etwas Drohendes umzuckten die Lippen der Gräfin.

"Unglückliche! du kannst ihn nicht erkennen, denn du bist nicht getauft! du bist noch nicht befreit von jener schrecklichen Erbsünde; dein Blick ist noch getrübt, dein Denken beschränkt! Aber was dir noch Schranke ist, uns ist es keine mehr. Ein religiöses Gemüt vermag sich über diese enge Welt hinaus in das Anschauen des Göttlichen zu versenken und die also Begnadeten können die Beschwerden des Leibes und der Seele überwinden, und sie triumphiren über Angst und Zweifel."

Ihre Stimme hatte sich erhoben, voll Ueberzeugung, in hoher Begeisterung hatte sie gesprochen, jetzt legte sie ihren Arm um den entblößten Hals des Mädchens, und plötzlich in einem weichen schmeichelnden Ton übergehend: "Willst du nicht auch dahin gelangen, Elsa?"

"Wie könnte ich das?"

"Durch die Gnade dessen, der für uns gestorben ist."

Sie hob sanft den Kopf des Mädchens und mit der einen Hand gegen das Christusbild deutend, rief sie emphatisch, "Blick auf, und sieh deinen Erlöser vor dir!"

Elsa gehorchte, und ihre Augen blieben an dem Bilde hängen, als täte es ihr wohl, inmitten dieser Angst und Bedrängnis in ein edles, gedankenreiches Menschenantlitz zu schauen.

Die Gräfin erhob sich, sie tat einen Schritt gegen das Bild und zog auch Elsa mit sich hin.

"Kommt zu mir, alle, die ihr elend seid und beladen, sind seine erhabenen Worte, ich führe dich ihm zu."

Elsa faltete die Hände über der Brust.

"Er war ein edler, ein uneigennütziger, ein großer Mensch," sagte sie, und aus ihrer gepreßten Stimme klang Mitgefühl.

"Er sah die Verderbtheit seiner Zeit, er wollte die Menschen besser und glücklicher machen — es ist ihm nicht gelungen." Die Gräfin fuhr zurück. "Was weißt du davon!" rief sie, von so krassem Unglauben empört, "er hat denen, die an ihn glauben, ein stilles Reich gegründet, abseits von dieser Welt, nach diesem mußt du Verlangen tragen und du wirst glücklich sein. Und liegt nicht schon die heimliche Sehnsucht darnach in deinem Herzen, wollen nicht Seufzer deiner Brust entsteigen?"

Elsa atmete in der Tat hastig und schwer, die schwere Luft in diesem Gemache bedrückte sie immer mehr. Sie vermochte sich keine Rechenschaft zu geben von dem seltsamen Druck, der auf ihr lastete.

Unwillkürlich trat sie dem Bilde noch einen Schritt näher, da schien es ihr, als öffne es plötzlich die geschlossenen Augen und sähe sie an, groß und gedankenvoll.

So hatte Arnold sie angeblickt.

„Ah!“ rief sie, und halb im Schreck, halb im Entzücken streckte sie die Arme in gerader Richtung vor sich hin: „Er sieht mich an!“

„Er hat dich erkoren, du bist seine Braut“, jubelte die Gräfin, und sie fing die Taumelnde in ihren Armen auf.

Sie ließ sich wieder in den Lehnstuhl nieder und Elsa kniete zu ihren Füßen.

In diesem Augenblick drangen sanfte und doch so mächtige Töne durch die stille Nacht.

Es war das göttliche Largo Beethovens; Cölestin spielte es, und seine Meisterschaft brachte es zum seelenvollsten Ausdruck.

Er war zur rechten Zeit in den Kampf eingetreten, er wußte, daß die Kunst allmächtig das Herz des Menschen ergreift und seine Phantasie erregt, er bezeichnete sie selbst als

das eigentliche Wesen der Religion und er handelte darnach.

Die Mollklänge floßen durch das Gemach, bald wie eine hinsterbende Klage, bald zum gewaltigsten und leidenschaftlichsten

Ausdruck sich emporschwingend.

Wie eine süße Dual umsing es sie, wie ein Zauber legte es sich sänftigend auf ihre erregten Sinne.

In diesen Tönen sprach sich ein grenzenloser und zugleich erhabener Schmerz aus, sie fühlte sich davon hingerrissen, erschütterte. Aber dies Mitempfinden eines anderen Schmerzes löste ihren eigenen in Wehmut auf, in Tränen, verwandelte ihn

in Wonneshauer.

Und ohne daß sie auf das Bild sah, leuchteten ihr jetzt wie aus einem Spiegel die schönen Christusaugen entgegen: Arnolds Augen. Sie warf den Kopf in den Schoß ihrer Tante, sie schluchzte leise, schmerzerschütterte, in selbigem Empfinden.

Diese sah ruhig, wie verklärt.

Eine göttliche Einmischung schien ihr, was dies störrige Gemüt überwältigte und in ihrem frommen Aberglauben vermeinte sie das Wehen von Engelsfüßigen in dem Gemach zu spüren.

Die Töne waren verklungen.

Elsa schluchzte noch immer. Ihre Glieder wurden matter, ein nervöses Zucken durchrieselte sie, ein Träumen, ein Schwachen war über sie gekommen — sie schloß die Augen. Eine Weile war sie so gelegen, da vernahm sie ein Wispern und sie fühlte eine leise, kaum wahrnehmbare Berührung. Es glitt über ihr wallendes Haar; ein Streicheln wars, und ein elektrischer Strom durchfuhr ihren Körper bis zu den Fingerspitzen — sie ächzte — sie wollte aufspringen, aber da umwehte sie ein Hauch mit der Glühitze des Samums, ein Kuß brannte auf ihren Lippen — sie verlor das Bewußtsein.

„Das Mystereum hat sich erfüllt, der heilige Geist ist über sie gekommen!“ flüsterte Cölestin, der sich über Elsa gebeugt und sie aus dem Schoße der Gräfin emporgehoben, ohne daß diese das rasche Attentat bemerkt hatte.

Er hielt sie noch in seinen Armen; seine brennenden Blicke weideten sich an der ihm enthüllten Schönheit ihres Körpers.

„Ein himmlischer Abglanz liegt auf ihr,“ bebte es von seinen Lippen und in einem Paroxysmus, der nichts mehr achtet, wollte er das Mädchen an sich drücken.

Die Gräfin stieß ihn zurück.

Obwohl selbst in Extase wollte sie doch der seinen keine Konfessionen machen.

„Drücken Sie an den Telegraphen, hier in der Ecke, schnell, ich bitte, ich will meine Kammerfrau, wir müssen Elsa zu Bette bringen, sie ist bewußtlos.“ Er hatte den Wunsch vollzogen, und näherte sich nun wieder dem Mädchen.

„Sie soll schlafen,“ sagte er leise, „ihre Träume werden das Wort der Belehrung vollenden.“ Elsa erhob sich, und sie wurde den Rosen übergeben, die sie in ihr Zimmer brachten.

Die Gräfin und der Pater waren hierauf in den kleinen Salon getreten, in dem sich das Harmonium befand.

Sie berichtete ihm schnell über alles Vorgefallene.

„Sie wird der Welt entsagen und in ein Kloster gehen,“ versicherte sie mit einem frommen Ausblick, und so wird es uns denn gelungen sein, diese Seele der ewigen Verdammnis zu entreißen.

„Wir dürfen sie nur nicht mehr aus den Augen lassen,“ verzetzte Cölestin, „wo so vieles auf dem Spiele steht, muß man besorgt und ängstlich sein.“

„Vor allem muß das Sacrament des Glaubens, die heilige Taufe, an ihr vollzogen werden.“

„Dazu ist es notwendig, daß sie ihrer bisherigen Umgebung entrisen wird. Morgen mit dem frühesten, noch ehe Helena nach ihr gefragt, ehe Reinthal sich einmischen kann, müssen Sie mit ihr die Stadt verlassen haben,“ entschied Cölestin.

„Gewiß, ich bringe sie nach Solenbad. Meine Ankunft in meiner Villa ist zwar erst für Mitte Mai angesagt, und wir haben morgen den ersten —“

„Einerlei, nur fort, keiner soll ihr nahen bis sie uns ganz gehört.“

„Bis das Wunder der Taufe seine reinigende Kraft an ihr bewiesen.“

„Dann bringen wir sie nach Rom zum heiligen Vater.“

„Er soll ihr Schicksal endgültig entscheiden.“

10. Kapitel.

Noch in der Nacht wurde gepackt, und am nächsten Morgen — es war ein Sonntag — schellte die Gräfin so frühzeitig der Kammerfrau, daß diese ihre üble Laune und ihre Migräne kaum zu verbergen vermochte.

Auch Cölestin fand sich bald ein, um der raschen Ausführung ihres Vorhabens gewiß zu sein.

Mit dem Schnellzug um zehn Uhr morgens verließen die Gräfin und Elsa, der man eine geschmackvolle Reisetoulette besorgt hatte, in Begleitung Sr. Hochwürden, und mit zwei Josen im Gefolge, die Stadt.

Es war kühl; die Luft war eintönig grau und ein dichter Regen rieselte hernieder.

Er hielt dauernd an und man vernahm sein unaufhörliches Plätschern auf dem Dache des Wagens.

Vor den geschlossenen Fenstern wallte der schwere Dampf, den die feuchte Luft nicht aufsteigen ließ, wolkengleich vorüber, die Landschaft auf Augenblicke vollständig verhüllend.

Aber von den dreien, die hier in einem Extraroupee erster Klasse beisammen saßen, verlangte keiner nach den Zerstreungen der Außenwelt, jeder war innerlich zu sehr beschäftigt.

Die Gräfin und Elsa hatten einander gegenüber an den Fenstern Platz genommen, Cölestin saß neben Elsa.

Sie drückte sich in ihre Ecke und schloß die Augen. Nach den Erregungen des gestrigen Abends schien sie in Apatie versunken. Ihre Glieder waren matt und schwer, das Herz war ihr zusammengeschnürt; von Zeit zu Zeit überkam sie ein unbestimmtes Gefühl der Furcht; die mythische Vorstellung, daß ihr Schicksal durch einen Willen entschieden werden könne, der außer ihr liege und stärker sei als sie selbst, dann hämmerte es wieder gegen ihre Schläfen und klopfte in ihren Pulsen. Die Gräfin plauderte mit dem Pater über gleichgiltige Dinge in häufig abgebrochenen Sätzen. Das Stoßen und Poltern des Schnellzuges begünstigte eine Konversation keineswegs. Auch die Gräfin fühlte sich ermüdet, und sie zog den dichten Reifeschleier über ihr Gesicht und lehnte sich hierauf ebenfalls in ihre Ecke zurück.

Die Lokomotive fuhr mit voller Dampfkraft, die Waggons schleuderten sich gleichsam vorwärts, wie toll brauste der Zug durch enge, romantisch schöne Gebirgstäler dahin. Weiße Nebel hingen in unverrückten Formen an den Bergen, kein Lusthauch bewegte sie, auch die dunklen Tannen und die blühenden Sträucher standen so stramm, so unbewegt, kein Blättchen rührte sich, und der Regen fiel senkrecht in einer Dichtigkeit hernieder, die die Landschaft in einen grauen Ton hüllte, in eine großartig ernste

Stimmung brachte. Elsa sah durch die Scheiben hinaus auf diese Ruhe in der Natur, die sich ihr in den wechselnden Bildern offenbarte.

Auch Cölestin blickte gegen das Fenster; seine Augen mußten dem Profil Elsas begegnen, das sich so fein und edel von der fahlen Helle des Fensters abhob, und sie hasteten auf dem goldigen Gewoge ihres Haares, das unter dem dunklen, sammtgebordeten Reifehut hervorquoll und ihm wie eine Glorie erschien. Was ging in ihrer Seele vor, was fühlte, was dachte sie? Rang sie sich durch zur Klarheit, zum Glauben? Er glaubte nachempfinden zu können was sie empfand; die geheimnisvollen Schauer, die sie erfaßt hatten, durchwogten auch ihn, und voll von dieser seelischen Gemeinschaft gewannen seine überreizten Nerven auch für das physische ein erhöhtes Anempfindungsvermögen. Er fühlte das Schlagen ihrer Pulse, er atmete den Parfüm ihres Haares, ihrer Kleider, er fühlte den Hauch ihres Mundes, und er gedachte in Dual und Seligkeit des Augenblicks, wo sich ihre Schönheit ihm so nahe enthüllt hatte.

Der Zug hielt. Es war die Mittagstation. Man brachte das telegraphisch bestellte Diner, auf silbernen Platten servirt, in das Coupé. Und wieder weiter raste der Zug. Keiner von den dreien zeigte besondere Eglust, auch der Wein wurde nur gekostet, und auf der nächsten Station nahm der Kondukteur die vollen Schüsseln zurück.

Es war fünf Uhr als man, in Solenbad angekommen, den Zug verließ.

Von der Station aus hatte man noch eine Stunde zu fahren, ehe Dorf Obergau und die Villa der Gräfin erreicht war. Man fand keine Mietwagen vor, und mußte daher in die Restauration treten und warten, bis solche acquirirt waren.

Indeß floß der Regen unaufhaltsam und in immer gleicher Heftigkeit hernieder, und der Restaurateur, der die Gräfin kannte und sich soeben nach ihrem Befinden und ihren Bedürfnissen erkundigt hatte, klagte, daß das Regenwetter hier im Gebirge nun schon seit Wochen anhalte und daß zu fürchten sei, daß dies im Verein mit dem raschen Schmelzen des Schnees, der in den Bergen liege, Lawinstürze und Wassergefahr mit sich bringen könne. Der Fluß sei schon jetzt so hoch gestiegen, daß jede Minute sein Austreten zu gewärtigen sei.

„Wir müssen aber die Brücke passiren, um nach meiner Villa zu kommen,“ sagte die Gräfin geängstigt.

„Gräßliche Gnaden würden besser tun, wenn Sie am diesseitigen Ufer weiter fähren und erst in Obergau die Brücke passiren, die hat festere Pfeiler.“

„Aber das ist ein Umweg, und ich möchte noch bei Tag nach Hause kommen.“

Aber auch Cölestin war der Meinung des Restaurateurs, und die Gräfin ordnete sich derselben unter.

Die Wagen fuhren vor. Als Cölestin der Gräfin den Arm bot, um sie an den Wagen zu fähren, flüsterte er ihr zu, indem er einen flüchtigen Blick auf Elsa warf, die langsam, fast zögernd sich erhoben hatte: „Sie ist blaß und niedergeschlagen, wir haben keine Zeit zu verlieren.“ Die Gräfin nickte. „Es ist bestimmt, morgen mit dem frühesten, ich fürchte nur, daß es in Solenbad enormes Aufsehen erregen wird.“

„Das muß vermieden werden,“ entschied Cölestin.

„Es wäre am besten, wir suchten eine einsame Pfarre, wo die Handlung in aller Stille vor sich gehen könnte, wissen Sie eine solche, Gräfin?“

„Lassen Sie mich darüber nachdenken,“ flüsterte sie. Cölestin half der Gräfin und Elsa in den Wagen, und nahm dann auf dem Rückfuß Platz.

Die beiden Rosen setzten sich in das zweite Wägelchen, auf welches auch die Koffer geladen wurden. Es zeigte sich bald, daß die Pferde durch den tiefen Kot und die stehenden Tümpel und ausgedehnten Wasserlachen nur langsam vorwärts konnten.

„Hätte ich nur meinen Wagen, meine Pferde hier,“ rief die Gräfin voll Unmut und Ungeduld, „mit dem miserablen Fuhrwerk können wir, was Gott verhüten wolle, noch einen Unfall haben.“

Cölestin bemühte sich nicht, sie zu beruhigen.

Seine Augen suchten denen Elsas zu begegnen, er spähte nach einer Kundgebung in den ihrigen, sei's Anteil, sei's Furcht und Beklemmung.

Sie blieben gesenkt, sie vermied es beharrlich, den seinigen zu begegnen, und bis auf einige nichts sagende Worte hatte sie es auch vermieden mit ihm zu sprechen. Sie fürchtete sich also vor ihm? Sie fühlte jene Macht, die er seit gestern auf sie übte, und sie wehrte sich dagegen. Er aber dachte nur daran, sie zu befestigen. Er hütete sie bereits wie einen Schatz, auf den man ein heiliges Anrecht besitzt, der einem nimmer entrisen werden darf.

Der Wagen fuhr so rasch, als es der schlechte Weg nur gestatten wollte. Jetzt wurde ein starkes Klauschen hörbar, das tosend anwuchs. Es war der Fluß, dessen schmutziges Wasser in breiten, hochgehenden Bogen daher schoß und mächtige Baumstämme und Sträucher und sonst noch die verschiedensten Bestandteile mit sich führte. Die Gräfin ließ das Fenster hinab und beugte sich hinaus. Die Fahrstraße führte knapp am Fluße vorüber, an dessen Seite sie durch eine hölzerne Barriere geschützt war, auf der anderen erhoben sich jähaussteigende Gebirgsmassen. In Fällern kam das Wasser auch von da oben, von den steilen Wänden herab, überflutete in weißem Gischt den Weg, und stürzte in das Flußbett hinunter.

„Der Kutscher soll langsamer fahren,“ rief sie nun selbst. „der Weg ist ja höchst gefährlich, und sehen Sie wie hoch der Fluß ist, und dieser Wogenichwall. Sie schrie laut auf. Ein mächtiger Balken kam herunter geschwommen, vielmehr geflogen, er ward an einen Felsen angeschleudert, der mitten im Fluße stand, und zerschellte in tausend Stücke.“

„Gott sei uns gnädig, diese Gewalt des Wassers ist entsetzlich! Wie gut, daß wir nicht über die hölzerne Brücke gefahren sind, es wäre unmöglich gewesen, aber in Obergau haben wir eine steinerne, die ist sicher.“

In dem Augenblick hielt der Wagen mit einem jähen Ruck. „Was gibts, was ist geschehen?“ rief sie, voll Schreck in die Höhe fahrend.

Zugleich konnte man die sonoren Stimmen mehrerer Männer vernehmen, die wirr durcheinander sprachen.

Cölestin sprang sofort aus dem Wagen und schritt gegen die Pferde vor.

(Fortsetzung folgt.)

Ueberlebsel.

(Riesformeln. — Opfergebräuche. — Liebesorakel. — Spiele. — Ueberlebsel bei den herrschenden Klassen.)

Von Max Valentin.

(Schluß.)

Wir wollen jetzt auf einige Sitten hinweisen, wo Handlung und geistige Vorstellungsweise beide sich erhalten haben, wenn auch schwach und blaß — auf Ueberreste alter Opfer.

Im großen und ganzen ist es richtig, daß die Opfer mit dem Erlöschen des heidnischen Kultes ausgestorben sind. Unsere ganze alte Kultur hat sich gleichsam in den Strom der christ-

lichen Zivilisation ergossen, aber unter der Oberfläche fühlt man doch jetzt noch die alte Strömung, wenn auch von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwächer. Wie bei Gewittern die heidnischen Preußen dem Donnergott Perunos eine Speckseite opferten, so trug vor zweihundert Jahren der preußische Bauer mit entblößtem Haupte eine Speckseite auf seinen Acker und rief:



Die Gberjagd. (Seite 218.)

„Du Gott, schlage nicht das meinige, ich will dir diese Seite Speck schenken.“ In Kärnten werden dem Wind und dem Feuer, um sie freundlich zu erhalten, Speisen dargebracht, die man in einer hölzernen Schale auf einen Baum stellt; man nennt es den Wind und das Feuer „füttern“. Der oberpfälzer Bauer wirft bei heftigem Sturm dem tobenden Element einen Löffel oder eine Hand voll Mehl entgegen mit den Worten: „Da, Wind, hast du Mehl für dein Kind, aber aufhören mußt du.“ Durch ganz Deutschland hindurch dürften sich Reste der alten Erntepfester für Wotan oder Fricka erhalten haben. Bald läßt man, wie in Norddeutschland, einige Büschel Aehren „für den Wotan“ stehen, oder für Wotans Pferd, wie in Niedersachsen; bald wirft man die erste gebundene Garbe nachts 12 Uhr durch das hintere Scheementor „für die Engel vom Himmel“, wie in Hessen. In Mecklenburg und ähnlich im Lippe'schen ließ man noch im vorigen Jahrhundert am Ende jedes Roggenfeldes einen Streif unabhäufelt, stochte die Halme in Büschel zusammen und besprengte sie, wie bei den alten Wotansopfern, mit Bier. Die Arbeiter schlossen darum einen Kreis, nahmen die Hüte ab, richteten die Sensen in die Höhe und sprachen dreimal: „Wode, hole deinem Roß nun Futter; nun Distel und Dorn, außs andre Jahr besser Korn.“ Das den Arbeitern dann gegebene Gelag hieß „Wodelbier“. In Waldeck tragen die Eltern, wenn ihre Kleinen kränkeln, Wolle und Brot in einen Wacholderbusch und sprechen: „Ihr Holle und Hollinnen, hier bring' ich euch was zu spinnen und was zu essen; ihr sollt spinnen und essen und meines Kindes vergessen.“ Im bairischen Hochlande bindet man den Röhren Körbchen voll Erdbeeren und Alpenrosen zwischen die Hörner „für die Fräulein.“

Hier tritt der Charakter des Opfers überall scharf und unzweideutig hervor. Bei einer Fülle anderer Erscheinungen wird uns der Zusammenhang mit uralten heidnischen Gebräuchen erst klar, wenn wir ihre Entwicklung geschichtlich rückwärts verfolgen. Erinnert sich die Hausfrau alter Opfer und Opfermahlszeiten, wenn sie zu Weihnachten, Neujahr, Fastnacht, Opfern bäckt oder Festspeisen bereitet? Und doch dürften die Stollen, die Lebkuchen, die Striezel und ähnliches sich dieser hohen Abkunft erfreuen. Schon zu den Winterfesten Wotans, von welchen so vielezüge auf unser Weihnachtsfest übergegangen sind, wurden Bilder der Götter und heiligen Tiere aus Teig und Honigkuchen geformt und von den Frauen im Tempel gebacken.

Ganz wunderliche Gewohnheiten werden bei solchem geschichtlichen Rückblick erklärlich. In Franken essen die Mädchen vor der Christmesse oder am Andreasabend einen Hering, um ihren Zukünftigen im Traume zu erblicken. Der Thüringer, Voigtländer und Brandenburger ist in der Sylvesternacht Hering und Hirsebrei, weil er dann das ganze folgende Jahr viel Geld und Glück hat; die Heringsköpfe werden durch die Augen an die Decke gespießt und dann dem kranken Vieh zu fressen gegeben; die Heringsseele wirft man wohl an die Decke, nach hundert Jahren springe dann ein Pferd, ein Schimmel ohne Kopf, herunter. Der letztere Zug weist auf Wotan hin und bei näherer Untersuchung stellt sich denn auch heraus, daß Heringe zu den alten Festspeisen gehören. Noch heute wird in den russischen Ostseeprovinzen an gewissen Tagen unter heiligen, mit bunten Bändern geschmückten Bäumen Milchgrütze und Hering als Opfergabe dargebracht. So stand also früher in Deutschland der Hering mit dem Gottesdienst in Verbindung. Ist es dann noch zu verwundern, daß man ihm außerordentliche Wirkungen auf Tiere wie auf Menschen zuschrieb?

Wer seine Jugend in einer kleineren Stadt verlebt hat, wo das Argusauge der Polizei noch nicht mit peinlicher Aufmerksamkeit jeden Schritt und Tritt überwacht, wird sich des unglaublichen Unzugs erinnern, der am Vorabend der Hochzeit vor dem Hause der Braut getrieben wird. Alle Gassenbuben sind auf den Beinen und schleppen herbei, was sie an alten schadhafte Töpfen und Gläsern aufstreifen können, um sie mit möglichstem Lärm vor dem Brauthause zu zertrümmern. Man hat auch hier einen Ueberrest der alten feierlichen Zeremonie

erkennen wollen, nach dem Opfern. — und Opfer fanden sicherlich vor der Hochzeit statt — die Gefäße zu zerbrechen, um sie unheiligem Gebrauche zu entziehen. Ist es doch heute noch Sitte, bei ergreifenden Gelegenheiten, wie beim Abschied inniger Freunde oder auch beim Nichten eines Hauses, die Gläser auszutrinken und am Boden zu zerbrechen.

Bekannter und glaubhafter ist es, daß mit der Grundsteinlegung eines Hauses verbundene Bräuche in alten Opfern ihre Wurzel haben. Wie in Polynesien der Zentralpfeiler eines Tempels auf dem Leichnam eines geopfert Menschen aufgestellt wurde, wie wir in Asien und Afrika Menschenopfer bei Gründung eines Dorfes, beim Aufbau eines Stadttors dargebracht sehen, so wurden auch in Europa Kinder bei Grundsteinlegung von Burgen, Stadtmauern, Brücken, Flußwehren, beim Bau von Deichen lebendig eingemauert, um dem Bau Dauer und Glück zu verschaffen. Man hat beim Abbruch oft die Gebeine gefunden. Weitverbreitete Sagen tragen Spuren dieses Brauches. Eine der rührendsten meldet uns, daß, als die Burg Liebenstein gegründet wurde, ein kleines Mädchen eingemauert ward, das eine herzlose Landstreicherin gegen Geld hergab. Man gab ihm reichlich zu essen, um es zu beruhigen, während Meister und Gesellen ihrem traurigen Handwerk oblag. Das Kind rührte die Speisen nicht an, aber es rief, als es noch ein wenig heraussehen konnte: „Mutter, ich sehe dich noch ein klein wenig,“ und zuletzt: „Ach, Mann, laß mir doch ein klein Gucklöchlein, daß ich meine Mutter sehen kann.“ Meister und Gesellen befiel endlich ein Grauen und sie weigerten sich, weiter zu mauern. Ein Lehrling tat es und das Kind rief noch zuletzt: „Mutter, jetzt sehe ich dich gar nicht mehr.“ — Es ist der zivilisatorischen Arbeit von Jahrhunderten nicht gelungen, diesen grausamen Aberglauben bis auf den letzten Rest auszurotten. Die bösen Geister müssen erst ein Opfer haben, sonst lassen sie den Menschen in dem neuen Heim nicht glücklich werden; diese Vorstellung zieht sich durch Jahrhunderte, ja Jahrtausende bis auf die Gegenwart. Als 1841 die Elisabethbrücke in Halle gebaut wurde, meinte das Volk, man bedürfe eines Kindes zum Einmauern, und auch von der Eisenbahnbrücke über das Göltschtal geht die Sage, es sei darin ein Kind eingemauert. „Wenn ein Neubau halten soll, so muß er sein Opfer haben, sonst stirbt bald jemand in dem Hause,“ heißt es in Oldenburg. Der fränkische Bauer glaubt noch heute, daß der für den Tod bestimmt ist, welcher zuerst ein neues Haus betritt; in seiner pfiffig praktischen Art weiß er sich aber zu helfen, er jagt zuerst einen Hund, einen Hahn oder ein Huhn durch die Flur, der Tod muß sich mit diesen begnügen, wie der Teufel in dem Chamisso'schen Gedicht mit den Stoppeln. Die in den Grundstein gelegten Münzen sind ursprünglich kaum etwas anderes, als ein ähnliches Opfer.

Eines wird aus dem vorhergehenden für jeden Leser hervorgetreten sein: nämlich die starke Neigung des bäuerlichen Standes, alte, abergläubische Sitten beizubehalten. Finden wir in überwiegend ländlichen Gegenden doch sogar den uralten Brauch noch, dem Toten, wie einem Reisenden, Geld mit in den Sarg zu legen. Im Voigtland soll man den Verstorbenen noch heute mit Gummischuhen und Regenschirm ausrüsten, in Galizien gar mit fetten Bratwürsten. Diese Rückständigkeit des Bauern kann nicht befremden. Einmal kann das Bildungswejen auf dem Land mit dem städtischen nicht rivalisiren, dann aber ist die Atmosphäre, in welcher der Bauer lebt, gleichsam wie geschaffen für das Gedeihen des Aberglaubens.

Wo alles nach bekannten Gesetzen vor sich geht, wo alles genau vorher zu berechnen ist, wird man nirgendwo den Einfluß von Geistern zu sehen verneinen. Nur das bisher noch nicht Erklärte und das Regellose erscheint im Lichte des Geheimnisvollen. Das Wohlergehen des Landmannes hängt nun aber mehr als das anderer Stände von unberechenbaren Umständen ab, von Wind und Wetter, von Trockenheit und Nässe. Hier ist für abergläubische Vorstellungen ein weiter Spielraum gelassen und damit auch für abergläubische Handlungen und Gebräuche. Unser Landmann hat noch heute seine Anzeichen

und Orakel, weil er immer in eine ziemlich ungewisse Zukunft blickt und mit allem Nachdenken nichts sicheres darüber zu sagen vermag. Er sucht daher im Flug der Vögel, im Benehmen seiner Arbeitstiere, in der Stellung der Sterne Rat.

Es ist dieselbe Erscheinung, als wenn eine tiefe Leidenschaft, wie die Liebe, zu alten Ahnungen und Weissagungen greift. Auch das Schicksal in der Liebe ist ja meist unberechenbar und rätselhaft. Ob man Gegenliebe findet, ob man in der Ehe glücklich sein, oder ob Untreue oder Tod die Bande zerreißen wird, an welchen das Glück des Lebens hängt; wer will es vorhersehen? Wie auf tieferen Stufen der geistigen Entwicklung der Mensch in seiner Hilflosigkeit und Unfähigkeit, aus gegebenen Ursachen auf die kommenden Wirkungen zu schließen, unzähligen unbestimmten Kräften und Geistern einen Einfluß auf sein Schicksal zuschreibt, wie der Flug der Vögel ihm Glück oder Unglück prophezeit, wie die Stellung der Sterne entscheidet, ob seine Lebensbahn empor zu den sonnigen Höhen des Glückes oder abwärts in die Tiefen des Elends führt, wie er aus dem Klang des Schlachtenrufes den Ausgang des Kampfes hört, im Fall der Loose den Willen der Götter erkennt — so klammert sich auch die Liebe in ihrer Ratlosigkeit an ähnliche äußere Anzeichen an. Die noch so verständige und kühle Ueberlegung vermag die Fragen nicht zu beantworten, welche das bangende Herz täglich und stündlich, bald in jauchzender Zuversicht, bald in trüber Hoffnungslosigkeit aufwirft. Und wie das Herz ganz erfüllt ist mit seiner Leidenschaft, wie die Liebe alle Gedanken des jungen Mädchens ausfüllt, so bezieht sie auch alle Erscheinungen der Natur und des täglichen Lebens auf sich. Alles scheint mit der Liebe in geheimnisvoller Verbindung zu stehen, sie zu fördern oder zu hemmen; eine Menge oft lächerlicher Regeln muß daher beobachtet werden. Die Mädchen müssen immer ganz herumstricken, ehe sie aufhören, sonst bleibt ihnen der Schatz nicht treu. Liebende dürfen einander keine Schuhe schenken, weil sonst die Liebe „zerlatscht“ wird, kein Buch außer dem Gesangbuch, weil sonst die Liebe „verblättert“ wird, keine Scheere, Messer oder Nadeln, weil sonst die Liebe durchschnitten und zerstochen wird, keine Perlen, denn diese bedeuten Tränen. Liebende dürfen nicht von einer Frucht essen, von der ein Teil schon abgeissen ist.

Wenn es das Mädchen aber in den engen Mauern des Hauses und der Stadt, bei den täglichen Beschäftigungen nicht mehr leidet, wenn es vor seinen eigenen Gedanken Ruhe und Trost in der freien Gottesnatur sucht, dann scheint alles in Wald und Feld und Wiese neu zu leben und zu weben, um die Rätsel ihrer Liebe zu lösen. Die Vögel rufen im Frühling aus, wieviel Jahre es noch bis zur Hochzeit warten muß, der Wald rauscht sein ewiges Lied, um ihr Glück oder Unglück zuzuräumen, die Blumen schmücken sich mit Blumen, damit das Mädchen aus der Zahl der Blätter erraten kann, ob sie geliebt wird oder nicht. Die alte Vorstellung von den geistbeseelten, gottgeweihten Bäumen gewinnt wieder Lebenskraft: in stiller Nacht schleichen die ländlichen Schönen in den Garten, klopfen dreimal an den Baum und sprechen: „Bäumchen, ich schüttle dich; was ich krieg', das regt sich“ und horchen, ob ein in demselben wohnender Geist Antwort gibt. Da hören sie etwa ein Klopfen und schließen daraus, daß ihr künftiger Mann ein Schmied oder Schuhmacher sein werde. Das Mädchen, dem der Geliebte lau wird, wendet sich an den Mond mit den Worten: „Grüß' dich Gott, lieber Abendstern; ich seh' dich heut' und allzeit gern; scheint der Mond übers Eck, meinem Herzallerliebsten aufs Bett; laß ihm nicht Raß, laß ihm nicht Ruh, daß er zu mir kommen mu (muß);“ oder: „ei du mein liebster Abendstern, ich seh' dich heut und allzeit gern; schein hin, schein her, schein über meins Herzallerliebsten sein Bett, daß er nicht rastet, nicht ruht, bis er an mich denken tut.“ Am Rhein wird ohne Skrupel selbst der Teufel der Liebe dienstbar gemacht. Am Andreasabend legt sich das neugierige Mädchen oder Burtsche umgekehrt ins Bett, den Kopf am Fußende, und sagt dabei: „Ich lege mich nieder in des Teufels Namen!“ Um Mitternacht stellt dann der Teufel dem Fragenden die künftige Ehe-

hälfte vor, dabei darf man aber ja kein Wort sprechen. In vielen deutschen Gegenden klopft das Mädchen in der Neujahrs- oder Weihnachtsmitternacht an den Hühnerstall, meldet sich zuerst der Hahn, so macht das Mädchen in dem Jahre Hochzeit; meldet sich die Henne, so bleibt sie ledig. Sie spricht dabei im Erzgebirge und im Vogtlande: „Gackert der Hahn, so krieg ich en Man, gackert die Henn', so krieg ich noch kem.“ Oder sie pocht in der Christnacht an den Schweinestall; regt sich nichts, so bleibt sie noch ein Jahr ledig; grunzt das alte Schwein, so bekommt sie einen älteren Mann; quiekt ein jüngeres, so bekommt sie einen jungen. In anderen Gegenden herrscht die Gewohnheit, in gewissen Nächten die vierundzwanzig Buchstaben mit Kreide an die Thür zu schreiben und dann mit verbundenen Augen danach zu fassen; der gewählte Buchstabe ist der Anfangsbuchstabe vom Namen des künftigen Geliebten. Im Thüringischen zünden die Mädchen, besonders zu Sylvester, Flachswidel vom Kocken an; steigen sie aufwärts, so bedeutet das Glück in der Liebe; oder sie legen zwei solcher Flachskugeln, die Liebenden bezeichnend, auf den Tisch und zünden sie unter einem Reimspruch an; fliegen sie beide brennend in die Höhe, so heiraten sich die beiden.

Die letzten Beispiele sind besonders interessant. Sie zeigen nämlich, wie Gebräuche und Orakel, welche ursprünglich mit dem feierlichsten Ernste ausgeübt und in ihren Ergebnissen nie angezweifelt werden, im Laufe der Jahrhunderte einer tiefen Wandlung unterliegen und — als heitere Spiele sich erhalten und weiter ausbilden. Das Anbrennen von Flachskugeln, das Bleigießen und ähnliches haben ihr altes Ansehen als untrügliche Mittel der Wahrsagung fast ganz eingebüßt, aber sie werden doch der Unterhaltung wegen an langen Winterabenden noch ausgeübt. Betrachten wir nun unsere Spiele, der Erwachsenen sowohl wie der Kinder, etwas näher, so ergibt sich das überraschende Resultat, daß sie zu einem großen Teil Ueberlebssel von alten Ceremonien und Sitten und daher für das Studium der Sittengeschichte wahre Fundgruben sind.

Der Beweis ließe sich eingehend erbringen für viele unserer Hazardspiele; so für das Würfel- und Lotteriespiel. Ich fürchte aber, die Geduld der Leser dadurch zu sehr in Anspruch zu nehmen. Ich will jedoch im Vorübergehen darauf hinweisen, daß das Loos wahrscheinlich nur in feierlicher Stunde und zu wichtigen Zwecken in Anwendung kam. Weil dasselbe nach dem Willen der Götter fällt, benutzten es die Wilden, um aus einer Gesellschaft den Dieb herauszufinden. Bei Homer steht die Menge mit erhobenen Händen zu den Göttern, während die Helden im Helm des Atreiden Agamemnon die Loose schütteln, um zu erfahren, wer zuerst mit Hector zum Kampfe gehen und dem wohlumhienten Griechen helfen soll. Noch heute entscheiden die Hindus Streitigkeiten, indem sie vor einem Tempel das Loos werfen und dabei unter dem Rufe: „Laß Gerechtigkeit walten! zeige den Unschuldigen!“ zu den Göttern stehen. Bei den Chinesen finden wir profanen und heiligen Gebrauch nebeneinander. Sie spielen mit Loosen um baares Geld und Zuckerwerk, aber sie holen sich daneben noch feierlich Rat bei den Loosen, welche zu diesem Zweck im Tempel aufbewahrt werden. Noch im siebzehnten Jahrhundert war in Europa der Glaube weit verbreitet, das Loos sei „ein Werk von Gottes besonderer und unmittelbarer Vorsehung, ein heiliges Orakel, ein göttliches Urteil oder Richterpruch; ein leichtsinniger Gebrauch sei daher ein Mißbrauch des Namens Gottes und somit ein Vergehen gegen das dritte Gebot.“ — Auch die Würfel dürften ursprünglich nur zu Gottesurteilen und Gottesgerichten gebraucht worden sein. Die Regerzauberer werfen noch jetzt die Würfel, um dadurch Diebe zu entdecken.

Das alles sollte nur flüchtig gestreift werden. Leicht kann sich aber jeder Leser selbst davon überzeugen, daß unsere Kinderspiele nicht selten auf früher ernst gemeinte Beschäftigungen zurückweisen.

Unsere Kinder ahmen bekanntlich die Erwachsenen in ihrer Umgebung beständig nach. Sie fahren im Spiel auf der Eisenbahn, wobei dieselbe kleine Person oft Maschine, Wagen,

Schaffner und Passagier zugleich ist, die Station ausruft, wie eine Lokomotive pfeift und pufst; sie speisen im Spiel zu Mittag, sie spielen Mann und Frau, Lehrer und Schüler. Auch bei den unentwickeltsten Völkern finden wir diesen Nachahmungstrieb. Die Eskimofinder vertreiben sich die Zeit damit, daß sie mit kleinen Bogen und Pfeilen nach einer Scheibe schießen und Schneehütten bauen, welche sie mit einem Stückchen Lampendocht erleuchten, den sie sich von der Mutter erbettelt haben. Wo der Brautraub als ernste Sitte unter den Erwachsenen noch herrscht, da gehört das Brautrauben auch zu den regelmäßigen Unterhaltungen der kleinen eingeborenen Knaben und Mädchen. Diese kindischen Belustigungen erhalten sich nun gewöhnlich viel länger, als die Sitten, deren Nachahmung sie ursprünglich waren. Bogen und Pfeile dienen uns nicht mehr zur Jagd, die Kinder haben ihre nachgeahmten Miniaturgeschosse bewahrt. Unsere Schützen wissen nicht mehr mit der Armbrust umzugehen, wohl aber lernt es unsere männliche Jugend. Aehnlich steht es mit der Schleuder, welche bekanntlich von der wilden bis zur klassischen und mittelalterlichen Zeit hinauf mit dem Bogen und Pfeil wetteiferte. Schottische Jungen fassen einander beim „tappie-tousie“ noch heute beim Schopfe, wie früher der Lebensherr den Lebensmann bei der Einweisung und sagen: „Willst du mein Mann sein?“ Sie haben keine Ahnung davon, daß sie in ihrem Spiel einen alten symbolischen Gebrauch konserviren, der mit den Lebensverhältnissen, aus denen er erwuchs, zu Grabe getragen ward.

Außer im Spiel erhalten sich alte Gewohnheiten noch merkwürdig lange im religiösen Kultus und in den politisch führenden Schichten der Gesellschaft. In den volkstümlichen Kreisen waren Messer von Bronze und Eisen schon seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden in Gebrauch, als man zu religiösen Zwecken, wie zur Beschneidung, noch Messer von Stein verwandte. Der hohe Priester Jupiters in Rom ward mit einem Bronzemesser rasirt. In den Haushaltungen war man schon längst davon abgekommen, Feuer mühsam durch Reibung zu erzeugen, in den Tempeln und bei religiösen Festen erhielt sich die alte Sitte. Noch heute wird bei den Hindus die Altarflamme mit der „Feuerspindel“ angezündet. In Ostpreußen wird in der Johannisnacht, nachdem alle Feuer im Dorfe ausgelöscht sind, ein eigener Pfahl in die Erde gesteckt und auf demselben ein Rad so lange herumgedreht, bis sich Feuer entzündet; an diesem Feuer steckt man andere Scheite an und entzündet damit die neuen Feuer in den Häusern. Auch andere heilige und zauberkräftige Feuer, wie die Notfeuer gegen Viehseuchen, dürfen in manchen ländlichen Gegenden nur durch Reibung, nie durch Phosphor, höchstens durch Stahl und Stein erzeugt werden. — Die Sprache in unseren Kirchen weicht in ihrer ganzen Bildung weit von der modernen ab; sie entspricht etwa der Luthers in seiner Bibelübersetzung. Aehnlich war es immer. Die Ägypter schrieben ihre heilige Geschichte in Hieroglyphen, nachdem sie für profane Zwecke zu entwickelteren Formen übergegangen waren. Im jüdischen Gottesdienst hat sich das Hebräische, im indischen das Sanskrit, im katolischen das Latein allen sonstigen Umwandlungen zum Trotz behauptet.

Aehnliche Beobachtungen kann jedermann an unserem Regierungsorganismus machen. Unsere Rechtsurkunden zeigen eine Stillföhrung, wie sie im gewöhnlichen Leben längst ausgestorben ist. Das alte Gottesgericht lebt im Duell der Offiziere fort. Ganze Beamtenklassen tragen noch heute, wie einst alle Herren vom Stande, den Degen, obwohl sie nie dafür Verwendung haben und auf ihren Köpfen — übrigens auch auf denen unserer Professoren — tauchen bisweilen Hüte auf, welche längst im Strom der Lethe versenkt sein sollten. Wenn wir nicht irren, zielt noch heute eine gewaltige Perrücke das Haupt des Sprechers im englischen Unterhause.

Es ließen sich noch viele wichtige Ueberbleibsel anführen. Inmitten unserer auf dem Privateigentum an Grund und Boden und am Kapital beruhenden Wirtschaftsordnung finden wir Reste von alter Feld- und Waldgemeinschaft. In unserem öffentlichen Leben sind Einrichtungen noch nicht ausgestorben, welche mit unserer Auffassung der Gesellschaft in schneidendem Widerspruch stehen. Tausendfältig sind in der That die Erscheinungen, welche uns den ungemein zähen, konservativen Zug in der menschlichen Natur enthüllen.

Dieser Zug lähmt oft die gesündesten und notwendigsten Reformen, er ist die Verzweiflung tatenkühner, für ihre Ideale begeisteter Männer. Aber dieser Zug hat andererseits oft großes Unheil verhütet. Wir müssen immer bedenken, daß das Menschengeschlecht bisher selten große Reformen im sozialen Leben mit vollem Bewußtsein aller nützlichen Folgen durchgeführt hat. Die tieferen Ursachen des Bestandes von religiösen und politischen Einrichtungen, besonders von Sittengesetzen, kommen oft gar nicht zum Bewußtsein, und bei zu großer Wandelbarkeit der menschlichen Natur könnte leicht der Fall eintreten, daß Völker aus irgend welchen oberflächlichen Gründen die heilsamste Institution wieder beseitigten, obwohl in größerer Tiefe verborgen liegende Gründe gebieterisch ihre Erhaltung verlangen. Der Hang zu erhalten beugt dem vor und verhindert so oft das Hereinbrechen des Chaos. Freilich klammert er sich eben so oft an Maßnahmen, die schon lange nicht mehr dem Wohle der Gesellschaft dienen und die gesunde Entwicklung lediglich hemmen. Ziemlich aber die Menschheit mit vollem Bewußtsein der Tragweite ihrer Entschlüsse ihr gesellschaftsständliches Leben regelt, desto wandlungsfähiger wird auch ihre geistige Verfassung sein dürfen. Die Gründe, welche für eine alte Einrichtung sprechen, sind dann alle ohne Ausnahme bekannt. Weist eine ruhige Ueberlegung nach, daß sie unter veränderten Umständen sämtlich nicht mehr stichhaltig sind, so wird man getrost zur Beseitigung des Alten schreiten können. Je höher sich daher die Wissenschaft von der menschlichen Gesellschaft entwickelt, desto wandlungs- und bildungsfähiger wird auch die menschliche Natur ohne Nachteil sein dürfen. Der Fortschritt der Menschheit wird dann von zwei Seiten in lebhaftere Bewegung gebracht werden: die Masse wird geringeren Trägheitswiderstand bieten, die Führung wird immer weitfichtiger und planvoller werden.

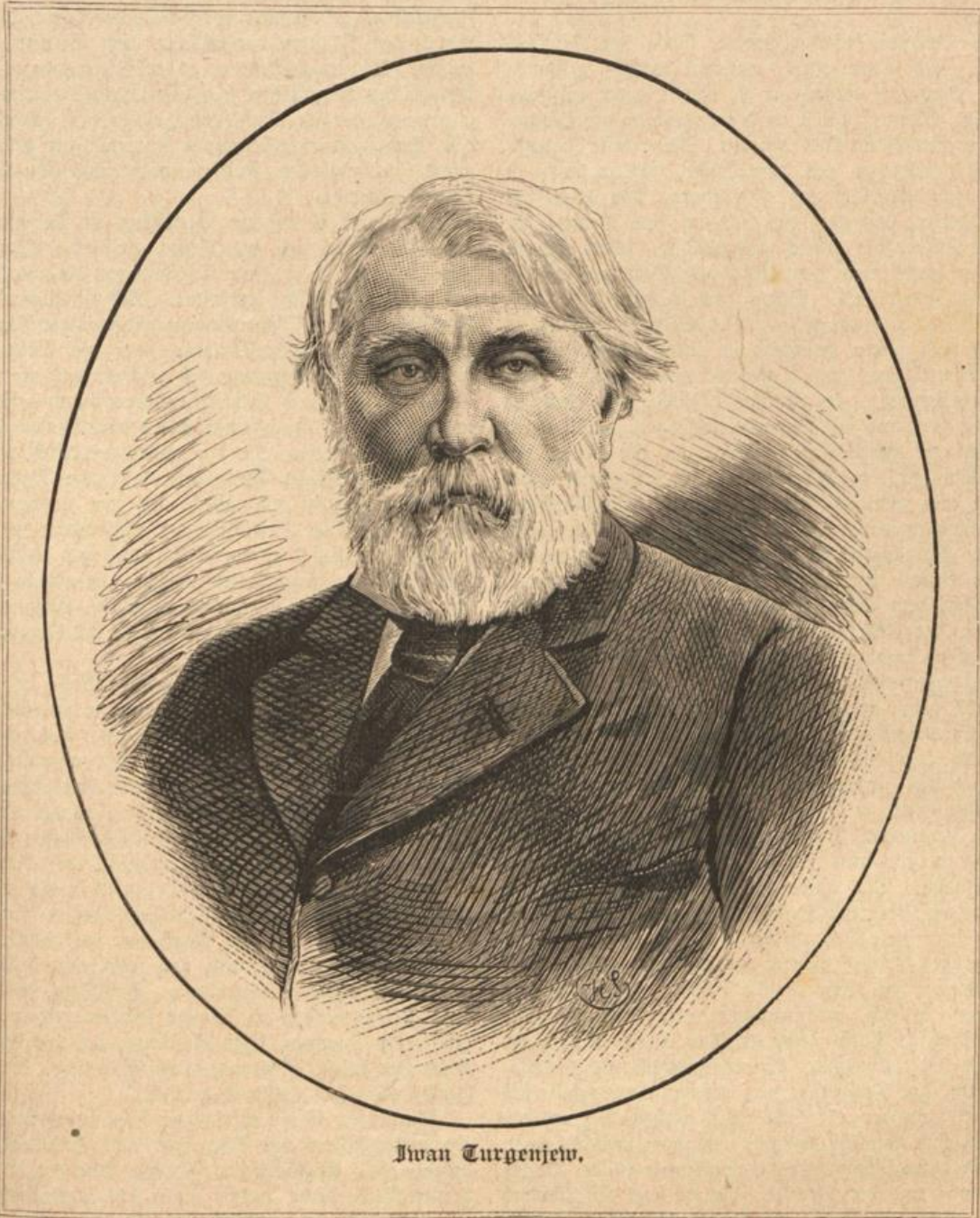
Die Beobachtung der Ueberbleibsel gibt der Wissenschaft endlich die schärfsten Waffen in die Hand, um die Theorie zu bekämpfen, daß der Mensch immer tiefer herabsinke. Um uns herum finden wir Gebräuche, wie sie der Wilde heute noch achtet und wie sie aus seiner geistigen Verfassung notwendig entstehen: Reste von alten Opfern, Reste von alten Werkzeugen, wie sie der Wilde heute noch besitzt; bei feierlicher Gelegenheit greifen hochentwickelte Völker zu der alten Art des Feuerzündens zurück; unsere Kinder verrichten im Spiel die gleichen Handlungen, wie sie der Wilde im Ernst vollzieht. Zwingt uns das nicht zu der Annahme, daß unsere Vorfahren in uralter Zeit einst denselben Anschauungen huldigten, zu denselben Göttern beteten und das gleiche rohe Leben führten, und daß sie aus diesem Zustand langsam, aber stetig sich zur Höhe unserer Zivilisation emporgearbeitet haben? Läßt sich andererseits der Beweis führen, daß die heutigen Wilden und die weniger entwickelten Nationen allgemein Ueberreste aus einer höheren Kultur bewahren? Finden wir etwa bei ihnen Ueberbleibsel von Dampfmaschinen und Gasbeleuchtung? Nein, immer nur liegen auf den Höhen der Zivilisation Ueberreste aus den tieferen Schichten eingebettet. So bestärkt uns gerade das Studium der Ueberbleibsel in der Ueberzeugung, daß die Menschheit von ihrem fast tierischen Anfang an rastlos einem vollkommeneren und glücklicheren Zustand entgegen geschritten ist.

Iwan Turgenjew.

Von J. Stern.

Rußlands literarische Tätigkeit beginnt erst mit der Zeit, wo dessen Bewohner mit dem zivilisirten Westen Europas in Verbindung traten. Vorher gab es nur eine Art lyrischer Volkspoesie, die allein durch mündliche Ueberlieferung fortlebte;

denn die Volkssprache war nicht Schriftsprache, sondern als solche wurde die slawonische Kirchensprache gebraucht, welche durch Schrift-, Wort- und Satzbau im Griechischen wurzelt und daher der großen Masse des Volkes durchaus fremdartig und un-



Iwan Turgenjew.

verständlich gegenüberstand. Erst mit der Zeit, wo der brutale Revolutionär Peter der Große die Russen in die europäische Kultur hineinknutete, erscheint, und zwar ganz plötzlich und unvermittelt, eine Kunstpoesie, welche zunächst nur als bloße Nachahmung ausländischer Muster auftritt, bis sie mit der Zeit selbständigere Bahnen beschreitet.

Eröffnet wird die russische Literatur mit dem Fürsten Skantemir (1708—44), der sich in den schöngeistigen Salons von Paris literarisch gebildet hatte und demgemäß mit seinen

Satiren der französisch-konventionellen Dichtung den Weg nach Rußland bahnte. Sein Nachfolger, Lomonossow (1711—65), hat diesen Weg keineswegs verlassen, sondern im Gegenteil recht breit getreten. Vom Anfang des 19. Jahrhunderts an machten die französischen Vorbilder den deutschen und englischen Platz. Die deutsche Klassik und Romantik, der schottische Scottismus und der englische Byronismus wurden tonangebend. Rußlands berühmtester Historiker, Karamsin (1765—1826), und der schöngeistige Fürst Schukowsky (geb. 1783) machten für Goethe

und Schiller, wie für die deutschen Romantiker, in ihrem Lande Propaganda; andere führten Byron daselbst ein. Der ganze Zeitraum von Kantemir bis Schukowsky läßt sich mit unserer Literatur vor Klopstock, bezw. bis zum Auftreten Lessings vergleichen*).

Die ersten russischen Dichter im eigentlichen Sinne des Wortes waren Puschkin (1799—1837) und Lermontow (1812—1841). Auf beide werden wir in der „N. W.“ später genauer eingehen. Wir wenden uns daher sogleich zu dem dritten, den beiden vorgenannten kongenialen Dichter Rußlands, dessen Stern am 3. September 1883 erloschen ist, zu Turgenjew.

Iwan Sergejewitsch (Johann, Sohn des Sergius) Turgenjew, aus einer alten, national-russisch gesinnten Bojarenfamilie stammend, wurde am 9. Novbr. (nach russischer Zeitrechnung 28. Oktober) 1818 in der reizend an der Oka gelegenen Gouvernementsstadt Orel geboren. Seine erste Jugend- und Knabenzeit verlebte er auf dem Lande, sodann bezog er die Hochschulen zu Moskau und Petersburg, kam 1840 als Student nach Berlin, besonders um sich auf dem Gebiete der Geschichte und Philosophie weiter auszubilden, kehrte sodann nach Petersburg zurück und trat 1843 als Beamter in das Ministerium des Innern ein. Schon damals hatte sich Turgenjew schriftstellerisch hervorgetan. Die Skizzen, die er in der ersten Zeit nach seiner Heimkehr in einer Zeitschrift veröffentlichte: „Kapitel aus dem Tagebuch eines Jägers,“ gehören zu dem besten, was er überhaupt geschrieben, und sie wurden in ganz Rußland mit Begier verschlungen. Völlig neu waren in ihnen die herrlichen Schilderungen der Natur zur Tages- und Nachtzeit, im Winter- und Sommerkleid, einer Natur, wie sie eben nur das Jägerauge schaut. Eigentümlicher noch und ergreifender waren die Beziehungen, in welche diese Natur mit den Vorgängen im Menschenherzen gesetzt wurde. Der begeisterte Beifall, den dieses Erstlingswerk fand, veranlaßte den Dichter, dem Staatsdienst gänzlich zu entsagen und sich fortan ganz der Dichtkunst zu widmen. Er schied 1846 von seinem Posten, begab sich in das Ausland, besonders lange hielt er sich in Frankreich, Deutschland und der Schweiz auf, und kehrte 1852 heim, wo die bekannte, lebenswürdige Hand der russischen Staatspolizei in sein Leben eingriff. Als die Kapitel aus dem Tagebuch eines Jägers, welche die Zensur bei ihrem Erscheinen als Zeitungsartikel merkwürdigerweise unbeanstandet gelassen hatte, in Buchform erschienen waren, war es zu spät, sie zu verbieten. An einem Aufsatze Turgenjews über den kurz vorher verstorbenen Dichter Gogol holte man daher das Versäumte nach. Der Autor wurde eingesperrt und dann für zwei Jahre auf seine Güter im Innern von Rußland verbannt. Nach dieser Zeit kehrte er seinem Vaterland den Rücken, um fast sein ganzes Leben hindurch im Auslande seinen Aufenthalt zu nehmen. Im Jahre 1863 ließ er sich in Baden-Baden nieder, wo er sich, zwar unverheiratet, eine prächtige Villa baute. Auch in Paris nahm er öfter seinen Aufenthalt.

Seit seinem 23. Lebensjahr, wo er erstmals als Schriftsteller aufgetreten, hat Turgenjew eine erstaunliche Fruchtbarkeit entwickelt. Nicht weniger als alle drei großen Gebiete der Poesie sind von ihm betreten worden; erst das lyrische, dann das epische und dramatische; jenes vorzugsweise in der Prosaform des Romans und der Novelle. In ihr liegt des Dichters größte Kraft. Nationale Stoffe mit feinsten Psychologie durchgeistigend, erreichen seine Erzählungen ihrem Gehalt wie ihrer Form nach dem Novellenbuch der Weltliteratur zur höchsten Zierde. Obgleich der Dichter örtlich seinem Vaterland fern war, war seine Muse stets der Heimat zugekehrt. Selten ist ein Land so prächtig, mit solcher Liebe geschildert worden, als Rußland von Turgenjew. Mit seinem glänzenden, seelenvollen Pinsel hat er uns erst die Wälder und Steppen seines Landes entdeckt. Turgenjew ist Meister poetischer Landschaftsmalerei, die er mit besonderer Vorliebe kultiviert. Er ist bei der Be-

schreibung der Natur eigentlich ausführlicher als bei der Schilderung des Menschen. Und doch ist er in seinen Landschaftsbildern nie und nirgends ermüdend, sondern stets frisch und neu und fesselnd, weil er alle Phrasen, alles bloße Wortgeklingel haßt und nur malt, was er selber gesehen und empfunden hat. Und deshalb stehen ihm auch ganz eigene Ausdrücke, immer neue Vergleiche und überraschende Wendungen zu Gebote. Er ist zu jeder Tages- und Nachtzeit draußen gewesen, er hat jeden Wind erprobt und jedes Wetter gekostet, stundenlang auf dem Rücken gelegen und nichts weiter getan als die Bildung der Wolken, den Wechsel des Sonnenlichts, das Geringel der Flusswellen, das Gaukeln der Libelle beobachtet, dem Singen der Vögel, dem Flüstern der Blätter, dem Säuseln der Lüfte gelauscht. Darum versteht er es, wie kein anderer, so entzückende Naturbilder darzustellen, wundervolle Waldpartien, bei Sonnenuntergang oder im Nachtdunkel, die endlose, schweigende Steppe, das Sumpfnest im nebelgrauen Regentag, den duftenden Wiesengrund im goldenen Julisonnenlicht und im Halbdunkel der Mondscheinnacht.

Aber noch in anderer Beziehung ist Turgenjews Dichtung national. Nicht nur die Natur, auch die Bevölkerung Rußlands spiegelt sich in seinen Erzählungen, die eine Naturgeschichte des russischen Volkes enthalten. Mit sichtlichster Vorliebe behandelt er den russischen Bauern und man empfängt einen wahrhaft rührenden Eindruck, wenn man die Bekanntschaft dieser Bauern macht, dieser trotz des geistigen und materiellen Drucks eines weltlichen und kirchlichen Despotismus äußerst gutmütigen und geduldigen, genügsamen und bedürfnislosen, anstelligen und geschickten Menschen, der sich außerdem durch robuste Gesundheit, unverwüsthche Kraft und so reiche Naturanlagen auszeichnet, daß man fast alles aus ihm machen könnte. Von offenem Verstande, instinkartiger Schlaueit, natürlichem Witz und Humor, besitzt er namentlich auch das, was man sonst nur dem Deutschen zuschreiben pflegt: Gemüt in hohem Grade. Die Bauern sind Turgenjews Lieblinge, ihnen gegenüber geht ihm das Herz auf und er zeichnet sie mit Sympatie und Wohlwollen.

Aber mit dem Verlassen der Volkskreise ist seine Feder in Ironie und Sarkasmus getaucht; denn er hat einen scharfen Blick für die Schwächen und Verkehrtheiten, Gebrechen und Laster seiner Landsleute und er geißelt diese unerbittlich. Groß ist die Zahl der läderlichen, verkommenen Gutsbesitzer und sonstigen Edelleute dieses Schlages, die alle Zeugnis ablegen von der Hohlheit und Zerfetzung der höheren russischen Gesellschaft. In besonders ungünstigem Lichte erscheint bei dem Dichter der russische Adel. Er zeigt uns denselben als ein sonderbares Gemisch von Blasirtheit und Noheit, dessen scheinbar so feine, vielseitige Bildung in der Regel nur ein leichter Lack ist, der wüste Leidenschaften verdeckt und sehr leicht bröckelt. Er zeigt uns aufgeblasene Zivilgenerale, Hohlköpfe, vor welchen alle niedriger Stehenden im Staube kriechen müssen, Verschwendersabelhafter Summen, feige Wüstlinge, die vor der Schürze ihrer Mätressen knien, Tyrannen und Wüteriche, die entweder ins Zucht- oder ins Tollhaus gehören.

Turgenjew ist ein aufrichtiger Freund des gemeinen Mannes, ein treuer Ritter der Schwachen und Einfältigen, der Unterdrückten und Unglücklichen. Darum stand er auch in der vordersten Reihe derer, welche gegen das fluchwürdige Institut der Leibeigenschaft mit unbegreiflichem Mannesmut kämpften, und er hatte die Freude, die Aufhebung desselben zu erleben.

So groß Turgenjew als Naturmaler ist, ebenso groß ist er als Charakterzeichner, und seine Feder wird allen Ständen gleich gerecht, er mag Edelleute oder Leibeigene, Gutsherren oder Bauern, Verwalter und Kronbeamten, Jäger und Fischer, Senfverkäufer und Händler mit Lumpenpapier sich zum Vorwurf nehmen. Wo immer er eingreift, führt er uns eine Fülle von Originalen vor, in unübertrefflich charakteristischer Schärfe und Präzision, so daß sie mit plastischer Lebendigkeit aus ihrem Rahmen heraustreten; und als Kenner des Menschenherzens, in der Kunst, dessen geheimsten Falten bloßzulegen, seine ver-

*) Siehe: Otagau, Die russische Literatur.

vorgensten Regungen zu belauschen, erinnert er lebhaft an den „großen Herzenskündiger“ Shakespeare.

Die erschütternden nationalen Kämpfe und Krämpfe einer Zeit und Generationen voller Wehen und Wirren, ist der unerschöpflich variierte Objektkreis, in dem sich Turgenjews Poesie in idealer Hinsicht bewegt. In dieser Beziehung zeichnet sich besonders der Roman „Väter und Söhne“ aus, der nach der formalen Seite vielleicht die vollendetste Leistung des Dichters ist und nach dem Tagebuche eines Jägers das meiste Aufsehen machte. Die Erzählung fließt ununterbrochen und beschwingt dahin, alles bloß Episodenhafte ist vermieden, alles tritt klar und deutlich zu Tage. Wir haben hier das abgerundete Bild einer bestimmten Kulturepoche; der Wirrwarr und die Verlegenheit, welche die großen Reformen, die so lange an den Grenzen Rußlands aufgehaltene, jetzt aber in hohen Bogen hereinbrechende moderne Wissenschaft zunächst hervorrufen, sind treu und anschaulich geschildert. Der Roman, zuerst 1862 erschienen, ist schon dadurch von hervorragend kulturgeschichtlicher Bedeutung, daß in ihm zuerst das Wort „Nihilismus“ auftaucht, als Bezeichnung einer Weltanschauung, die darin vertreten wird durch zwei Studenten, deren einer sich allerdings nur durch das imponirende geistige Uebergewicht des andern auf diese Bahn hat lenken lassen, während der andere, Bassarow, die Nihilismus — den theoretischen übrigens, nicht den praktischen — vom Wirbel bis zur Zehe repräsentirt. Es ist eine merkwürdige Figur, dieser Bassarow, eine ernste, tiefe, männliche Natur von scharfem, kaltem Verstand und doch voll warmen und edlen Gefühls, das sich aber nicht gern auf der Oberfläche zeigt und oft von schroffen, ja zynischen Reden maskirt wird. Er ist geistreich und von schlagendem Witz, selbstbewußt und bestimmt im Urtheil, burleskos, ungenirt in seinen Manieren, aber mit Takt und Geschmack. Er hat die Kühnheit, an nichts zu glauben, und ist der geschworene Feind aller Autoritäten wie aller Romantiker, und hierin so einseitig, daß er, obgleich ein großer Verehrer der Frauen und der weiblichen Schönheit, die Liebe im idealen oder romantischen Sinn für ein Hirngespinnst und für eine unverzeihliche Narrheit erklärt. Nitterliche Gefühle stellt er auf gleiche Stufe mit Mißgeburten und Krankheiten und er drückt seine Verwunderung darüber aus, daß man den Ritter Toggenburg sowie sämtliche Minnesänger und Troubadours nicht ins Narrenhaus gesperrt habe. „Gefällt dir eine Frau,“ lautet seine Lebensregel, „so suche, ihre Zuneigung zu gewinnen. Gelingt dir das nicht, so gehe deiner Wege; die Erde hat Raum für alle“; welche Maxime, beiläufig bemerkt, ganz gewiß nicht die unvernünftigste ist. — Dennoch erfaßt ihn eine leidenschaftliche Glut zu einer vornehmen Dame, aber mit männlicher Kraft bringt er sein aufreißerisches Herz zum Schweigen und bereitet sich, voll Resignation und Selbstbeherrschung, auf seinen Beruf als Kreisarzt vor. Ein Mann, sagt er ein andermal, der sein ganzes Leben auf die Karte einer Frauenliebe gesetzt hat und der, wenn diese Karte verliert, so sehr den Kopf hängen läßt, daß er zu nichts mehr fähig ist, ist kein Mann, kein Individuum männlichen Geschlechts.

Ebenso einseitig will er von den schönen Künsten nichts wissen. Sein Ideal ist dagegen die Wissenschaft, insbesondere

die Naturwissenschaft und in ihr wiederum Anatomie und Physiologie. Seziren ist seine Liebhaberei. Welch ein prachtvoller Körper, ruft er beim Anblick einer dekolletirten Schönen, das wäre ein Exemplar für den Sezirtisch. Er ist fest überzeugt, die Partei zu repräsentiren, auf deren Schultern die Zukunft seines Vaterlandes ruht. Auf den Vorwurf: „Aber erlauben Sie, Sie verneinen alles, Sie zerstören alles“ lautet seine Antwort: Das geht uns nichts an, zunächst muß reine Bahn gemacht werden.

An Bassarow und seinen Freund Arkadi drängt sich noch ein lächerlicher Stutzer, die Karikatur des Nihilismus, und eine Emanzipirte.

Das sind die „Söhne“, d. h. die Vertreter einer neuen Weltanschauung, das junge Rußland. Ihnen gegenüber vertreten die „Väter“ die „gute alte Zeit“ in verschiedenen Schattierungen.

Wir haben an Turgenjew noch eine weitere glänzende Seite zu bewundern: seine Meisterschaft als Sprachbildner und Sprachbereicherer. Sein Stil, sagt Glagau, übertrifft den seiner beiden Vorgänger noch an Glätte und Präzision, seine Sprache ist noch musikalischer und hinreißender. Für ihn scheint es kaum Schwierigkeiten und Hindernisse zu geben; wenn er etwas sagen will, so weiß er auch stets den bezeichnendsten und erschöpfendsten Ausdruck dafür zu finden. Für ihn ist die Sprache ein Instrument, dem er jeden beliebigen Ton zu entlocken weiß, auf dem er mit vollendeter Virtuosität alle möglichen Weisen spielt, mit dem er die Herzen der Hörer bewegt und lenkt. Und doch verschmäht er alle prunkenden Worte und bloßen Redensarten, in allen seinen Schriften ist keine leere Phrase, keine abgeblaßte Floskel zu finden. Seine Sprache ist eine einfache, aber von jener edlen Einfachheit, die nur einem echten Dichter und einem originellen Geist zu Gebote steht und mit der es kein zusammengesetzterer Schmuck aufnehmen kann.

Es ist von wehmütigem Interesse, aus dem Bericht einer russischen Wochenschrift eine der letzten Aeußerungen des Dichters zu hören. „Ich besuchte Turgenjew,“ so erzählt der Herausgeber der Zeitung, „in der Biardotschen Villa in Bougival (bei Paris), und mit Ueberzeugung sagte er mir: Ich bin nur noch eine Ruine. Schon seit einem halben Jahr nährte er sich nur von Milch; alles andere verursachte ihm Uebelkeit. Schlaf fand er nur noch mit Hilfe von Morphium. Er war so schwach, daß man ihn vom Bett heben und in einen Sessel tragen mußte, um ihn umherzuführen. Als ich zuletzt fragte, ob er nicht erlauben würde, einige seiner Briefe abzufragen, um den Lesern irgend etwas zu bieten, stieg seine Erregtheit und er rief aus: „Himmel! Ihre Leser sind ja doch keine Löwen oder Tiger! Ich bin ein müder Greis, der den Tod wie eine Erlösung von ewigen Qualen erwartet und jede Hoffnung auf eine Genesung verloren hat. Ich bin gar nicht der große Mann, zu dem man mich macht. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, der zu schreiben versucht hat; nie und nimmer kann ich mich mit Geistesheroen auf eine Stufe stellen, deren Briefwechsel jedem von Wert ist und auch jetzt von jedermann mit Interesse gelesen wird. Ich war im Gegentheil immer bemüht, meine Briefe zu verbrennen, um nichts zu hinterlassen, was ich der Beachtung unwerth halte.“ — Welch liebenswürdige Bescheidenheit!

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlitz.

(8. Fortsetzung.)

14. Die Komödiantin.

Wieder ging der weithin schallende Ton einer Glöde durch die Räume des Hotels.

Gleich darauf wurde die Glastür geöffnet, und der Portier, eine Visitenkarte in der Hand, trat ein.

„Herr Mohrmann,“ redete er den Hotellier an, „eine Dame ist eben vorgefahren und wünscht ein Zimmer für die Nacht; ich habe ihr zwar gesagt, daß bei uns kein Logis mehr frei

wäre, aber sie bestand darauf, Ihnen diese Karte zugehen zu lassen!“

Er überreichte die Visitenkarte dem Hotelbesitzer.

Mohrmann sah die Karte an und las den Namen, der auf derselben litographirt war, laut vor: „Gräfin von Dettingshausen, geborene Baronesse Schlieben-Krondorf!“

Er wollte hinaus, da rauchte ihm eine Dame von höchster Eleganz in der äußeren Erscheinung entgegen.

Es war Lea. Niemand hätte in dieser schönen Frau mit der stolzen Haltung die armselige Blumenhändlerin von heute früh wieder erkannt. Die reich mit Pelz verbrämte Schößjackete und der mit derselben harmonisierende Muff erschienen ebenso vornehm als die schwarze Sammetrobe, die sich in schweren Falten zur Schleppe abrundete. Ein allerliebtestes schwarzes Sammetbarett mit Pelzstreif und schwarzer Straußfeder krönte die Frisur, und ein weißer dünner Schleier lag gleich einem schimmernden Nebelgewölke über dem intelligenten Gesichte. Die ganze Erscheinung der falschen Gräfin bot einen ungemein interessanten Anblick.

Senger war im stillen mit dem Exterieur der Person sehr zufrieden. Er fand, daß Lorberg die Metamorphose vom Weibchenmädchen zur Gräfin brillant bewerkstelligt hatte. Mohrmann, der Lea noch nicht kannte, wurde durch ihre imponirende Erscheinung einen Augenblick irre, aber ein schnell mit Senger gewechselter Blick ließ ihn erkennen, daß er die Rechte vor sich habe.

Jedenfalls war Sengers Kalkül insoweit richtig, als das interessante Weib wirklich eine geborene Komödiantin war. Die Blumenhändlerin kopirte die Dame der guten Gesellschaft meisterhaft, und bewies, daß sie würdig war, auf den Brettern des wirklichen Theaters eine Rolle zu spielen so gut wie jene Lampenprinzessinnen, die das blinde Glück oft durch allerhand Intriguen in die Garderoben der Schauspielhäuser und dann in eigene glänzende Boudoirs erhoben hat.

„Wer ist hier der Herr vom Hause?“ fragte die falsche Gräfin, und suchte durch lauten Ton und große Hast ihre innere Unruhe zu verbergen. So gut der äußere Glanz auch zur Schau getragen wurde und den Uueingeweihten dümpeln konnte, das Bewußtsein ihrer Niedrigkeit lähmte im stillen doch etwas ihre Energie.

„Dort ist Herr Mohrmann!“ deutete Kaps auf seinen Chef. Mohrmann verneigte sich mit innerem Widerstreben stumm vor Lea.

„Mein Herr,“ fuhr diese genau nach der erhaltenen Instruktion fort, „Sie lassen mich von Ihrer Tür weisen, aber ich bin nicht gesonnen, weiter zu fahren!“

„Bedauere unendlich, Frau Gräfin,“ sagte Mohrmann, der sich inzwischen gesammelt hatte, die ihm zuerteilte Rolle zu spielen, „aber bis unter das Dach hinauf ist jedes Zimmer besetzt!“

„Das gilt mir gleich,“ erwiderte die Pseudogräfin und strich ihren Muff glatt, „ich bleibe hier; alle Hotels sind überfüllt, das Ihre ist bereits das dritte, in welchem ich vergebens Aufnahme suche! Ich bin von der Reise ermüdet, auch fühle ich mich so leidend, daß ich nicht weiter kann!“

„Da sehen wir zum zweitenmale,“ sagte Mistreß Jonston, von Teilnahme ergriffen, zum Baron, „die unangenehme Lage einer Dame, die sich allein auf Reisen begiebt!“

„Sie scheint überdies krank zu sein,“ erwiderte er, „denn sie ist blaß und zittert!“

„Die Arme dauert mich wirklich!“ entgegnete Mistreß Jonston immer mehr interessiert!

„Ich habe mein Gepäck bereits abstellen lassen,“ verharrte Lea in ihrer Forderung gegen Mohrmann, „und den Wagen fortgeschickt, also schaffen Sie Rat! Ich weiche nicht, und der kleinste Raum wird mir genügen, da es sich nur um eine einzige Nacht handelt. Mit dem ersten Zuge morgen früh setze ich meine Reise fort!“

Mohrmann blieb bei seiner Weigerung, sie aufzunehmen, und unter vielen Artigkeiten und Verbeugungen wiederholte er, daß in seinem Hotel kein Raum sei, so sehr er dies auch bedauere.

„Diese vielen unnützen Komplimente!“ sagte Senger halblaut für sich, aber doch laut genug, um von den Umstehenden vernommen zu werden.

Die wenigen noch anwesenden Gäste blickten überrascht auf. Auch Mistreß Jonston, die gleich bei ihrem Eintritt Senger nur zu wohl erkannt, ihn aber bis jetzt keines Blickes gewürdigt hatte, konnte sich nicht enthalten, ihn jetzt scharf zu fixiren.

Sie war über seine taktlose Einmischung in eine ihm fremde Angelegenheit, zumal es einer augenblicklich alleinstehenden Dame galt, in hohem Grade aufgebracht.

Auf was Senger in seiner schlauen Kenntnis von Welt und Menschen gerechnet hatte, geschah nun wirklich. In einem anderen Falle hätte Mistreß Jonston das Abweisen eines Hotelgastes wohl kaum bemerkt, wahrscheinlich nicht sich seiner tatkraftig angenommen, jetzt aber regte sich der Widerpruchsgeist in ihr und nur mit Mühe unterdrückte sie ein lautes Wort zu Gunsten der fremden Gräfin.

In diesem Augenblicke sagte Senger noch lauter und bestimmter zu Mohrmann, ohne sich selbst in seiner rückwärtslos zurückgelehnten Stellung zu rühren:

„Verehrter, Sie haben sich deshalb nicht zu entschuldigen; wenn kein Platz da ist, eh bien, Sie können es nicht ändern!“

Alles war von dieser Unart betroffen, jede Unterhaltung verstummte und machte augenblicklich einer peinlichen Stille Platz. Mistreß Jonston war geradezu empört. Sengers Rücksichtslosigkeit gab bei ihr den Ausschlag, sich der reisenden Dame anzunehmen. Sie stand auf und trat freundlich an Lea heran.

„Frau Gräfin“ redete sie die verkleidete Weibchenhändlerin mit artiger Verbeugung an, „verzeihen Sie, wenn Ihre fatale Lage mich veranlaßt, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Soeben werden für mich zwei Parterrezimmer eingerichtet, Herr Mohrmann,“ unterbrach sie sich, „es sind ja wohl beides große Räume?“

Der Gefragte verneigte sich bejahend.

„Nun woflan,“ fuhr Mistreß Jonston zu Lea wieder fort, „ich bin gern bereit, Ihnen eins der für mich bestimmten Zimmer für die nächste Nacht zur Disposition zu stellen, schon aus dem Grunde,“ setzte sie mit scharfer Pointirung hinzu, „um Ihnen die Unart Anderer, die mich als Dame mit verletzte, vergessen zu machen!“

„Sie sind sehr gütig,“ entgegnete die falsche Gräfin, konnte aber ein Zittern nicht unterdrücken, das Mistreß Jonston wohl bemerkte, aber dem Frost und der Anstrengung der Reise zuschrieb, „ich weiß keinen anderen Ausweg als Ihr freundliches Anerbieten mit Dank anzunehmen; auch werde ich Sie nicht lange belästigen.“

Die letzten Gäste, die ihre Neugierde befriedigt und die Verlegenheit der eleganten Reisenden durch Mistreß Jonstons Entgegenkommen beseitigt sahen, entfernten sich.

Leopoldines Fuß war wie an die Stelle gebannt. Auch sie hätte jetzt ungesehen entkommen können, aber sie blieb. Die Gegenwart des geliebten Mannes fesselte sie mit magnetischer Kraft an den Ort, wo er weilte.

Mistreß Jonston wandte sich an Mohrmann, damit er das zweite Zimmer für die Angekommene in Stand setzen lassen möchte. Da Baron Warren an ihrer Seite blieb, so drehte das Paar der Abenteuerin und Senger den Rücken zu.

Währenddem hatte der letztere Gelegenheit gefunden, sich Lea zu nähern. Im Vorbeigehen raunte er ihr zu:

„Von der Lokalität bist du also unterrichtet und weißt, wo ich dich erwarte!“

Darauf trat er an einen Nebentisch und zündete sich dort eine Zigarre an. Lea hatte ihrem Herrn und Meister kein Wort erwidert, nur ein kurzer Blick belehrte ihn von ihrer Geschicklichkeit.

Niemand hatte den kleinen Vorgang bemerkt, ausgenommen Leopoldine. Nichts ist so scharf wie das Auge der Eifersüchtigen.

„Belieben die Frau Gräfin Ihre weiteren Befehle dem Oberkellner zu geben,“ sagte Mohrmann zu Lea, „ich werde Ihnen sogleich das Gepäck in das Ihnen von dieser Dame überlassene Zimmer senden lassen!“ Er ging auf den Korridor hinaus. Senger folgte ihm, den Baron kurz grüßend.

Leopoldine erhob sich ungeschlüssig. Sie war im Begriff gewesen, an ihren Mann heranzutreten; sie hätte es auch getan, wenn er allein hinausgegangen wäre, aber Mohrmann begleitete ihn und das schreckte sie zurück.



„Dat Eledenrecht.“ (Seite 218.)
(Aus C. Bedmanns Neuter-Galerie.)

Jetzt sah sie sich mit der Engländerin und dem Baron im Speisesaal allein.

Mistress Jonston reichte zum Abschied dem Baron die Hand, die dieser mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit an seine Lippen drückte.

Leopoldine ärgerte sich über Mistress Jonstons Koterterie, wie sie es bei sich nannte. Dieselbe erschien ihr immer mehr in dem Lichte, in welchem die Justizrätin sie ihr von Anfang an geschildert hatte. Die leidenschaftliche Erregung des letzten Tages, die so ganz von der glücklichen Ruhe ihres bisherigen Lebens abstach, kam zum Ausbruch. Sie stürzte der vermeintlichen Urheberin ihrer Leiden in den Weg, als diese sich in ihre neu eingerichtete Parterrewohnung zurückziehen wollte.

„Halt!“ rief sie der von dieser unvermuteten Anrede erschreckten Engländerin zu, „muß ich auch vor mir selbst erröten, Ihnen gegenüberzustehen, so will ich doch den ganzen Aerger, der mich verzehrt, Ihnen zeigen, denn Sie allein tragen alle Schuld!“

„Wer ist diese Frau und was will sie von mir?“

Madame Senger schlug den Schleier hoch; der Baron erkannte sie sogleich.

„Madame Senger!“ rief er höchst erstaunt, da er sich Leopoldines plötzliche Anwesenheit hier garnicht erklären konnte.

„Wie?“ wunderte sich Mistress Jonston ebenso sehr, „seine Frau —?“

„Ja, seine Frau!“ bestätigte Leopoldine, „die Frau des Mannes, den Sie mit Ihren schändlichen Plänen verfolgen!“

„Wollen Sie mir nicht erklären,“ fragte die Engländerin, „was Sie durch Ihr Dazwischentreten hier bezwecken?“

„Ihre Beziehungen zu meinem Gatten zerstören,“ entgegnete Leopoldine unter hervorströmenden Tränen, „und jetzt umsomehr, da ich das Komplott mit Ihrer Helfershelferin sogleich durchschaue!“

„Helfershelferin?“ rief Mistress Jonston ganz bestürzt.

„Stellen Sie sich so fremd und unschuldig, wie Sie wollen,“ schalt die Eifersüchtige, „mich täuschen Sie nicht mehr! Das Auge einer verrathenen Frau sieht zu scharf; glauben Sie vielleicht, daß ich die Blicke des Einverständnisses nicht bemerkt hätte, die mein Mann mit jener Gräfin gewechselt hat?“

„Mein Gott!“ murmelte Mistress Jonston entsetzt; sie schloß die Augen und lehnte sich auf des Barons Arm, „kann das möglich sein?“ Ein furchtbarer Verdacht war durch Mistress Jonstons Seele gejuckt.

„Ihre Angst verrät Sie!“ jagte Leopoldine. „Sezen Sie aber jetzt, da Sie wissen, daß ich von allem unterrichtet bin, Ihre verächtlichen Bemühungen mit Ihrer Freundin um meinen Mann fort, so sollen Sie erfahren, was eine in ihren tiefsten Gefühlen beleidigte Frau zu tun imstande ist!“

Drohend erhob sie die Hand und verließ nach einem verachtungsvollen Blick auf die Engländerin Saal und Hotel.

Mistress Jonston sah ihr wie gelähmt nach.

„Ist es denkbar?“ hauchte sie, „nein, nein!“

„Aber was hatte Madame Senger?“ fragte der Baron, „von welcher Freundin sprach sie?“

„O,“ rief sie, „ich wäre ohne die eifersüchtige Wut dieser Frau vielleicht verloren gewesen, aber jetzt will ich mich wehren. — Baron, wollen Sie mir einen Dienst erweisen?“

„Sie können fragen? Unbedingt.“

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie, sah sich um und eilte an

das Pult des Oberkellners. Dort schrieb sie einen kurzen Brief, faltete denselben und gab ihn dann dem Baron.

„Bitte, mein Freund, befördern Sie diese Zeilen so schnell wie möglich an ihre Adresse!“

Der Baron las dieselbe. Sie lautete: „Dem Herrn Justizrat Harder.“

„In wenigen Minuten hat er den Brief!“ rief der Baron und eilte fort. — Mistress Jonston begab sich nun festen Fußes nach den für sie eingerichteten Parterrezimmern.

15. Maske für Maske.

Eine Stunde mochte verfloßen sein, die Nacht war immer mehr in ihre Rechte getreten.

Die meisten der Hotelgäste befanden sich bereits in ihren Zimmern; der Portier schloß das Hauptportal des Hotels, begab sich nach seiner auf dem Hofe gelegenen Wohnung, und der Hausknecht, der heute den Nachtdienst hatte, nahm seine Stelle ein, um die Tür zu öffnen, wenn die Nachtglocke gezogen werden sollte. Ueberall Ruhe und Halbdunkel.

Das erste, vom Korridor rechts gelegene Zimmer, das jetzt von Mistress Jonston bewohnt wurde, war ein geräumiges, hohes Gemach.

Zwei Türen lagen sich in demselben gerade gegenüber, die eine führte vom Korridor herein, die andere in das anstoßende Zimmer, welches von Mistress Jonston der Pseudogräfin zum nächtlichen Aufenthalt überlassen worden war.

Auf einem Schreibtisch lag die rote Mappe, welche die Dokumente barg.

Die Fensterladen waren geschlossen. Ein Einblick in das erleuchtete Zimmer war von der Straße aus dadurch unmöglich gemacht.

Die Engländerin stand an der Tür, die vom Korridor herein führte. Sie schien dieselbe von innen verriegelt zu haben; jetzt strich sie die Falten der Portiäre glatt; dieselbe war aus den Seidenschürren gehakt, so daß sie übereinander fiel und die Tür vollständig verhällte.

Amalie Jonston wandte sich um und ging dem Sophatische zu. Dort stand ein Teeservice, das sie ordnete; sie hielt sich aber damit so lange auf, daß es augenscheinlich war, wie sich ihre Gedanken ganz wo anders befanden, als bei Kanne und Tassen.

„Es muß sein,“ dachte sie mehr als sie es flüsterte, „alles ist bereit! Steht sie wirklich mit Senger in Verbindung, so wird sie sich sicher verraten!“

Entschlossen ging sie nach der Tür, die in das anstoßende Zimmer führte.

Dort klopfte sie leise an.

Die Tür öffnete sich, Lea erschien in derselben.

„Also habe ich mich nicht getäuscht,“ begann Mistress Jonston, „wenn ich Sie noch wach zu hören glaubte!“

„Ich kann noch nicht schlafen,“ entgegnete Lea und schlug den Blick zu Boden.

„Da ich bemerkte, daß Sie kein Souper eingenommen haben,“ fuhr Mistress Jonston fort, „wollte ich Ihnen eine Tasse Tee zur Nacht anbieten; Sie haben meine Gastfreundschaft angenommen und ich muß demzufolge die Pflichten der Wirtin auch vollständig üben; bitte einzutreten.“

Lea folgte ihr.

(Schluß folgt.)

Ueber die Krankheiten der Pflanzen.

Von Wilhelm Blos.

Wenn wir vor einiger Zeit in diesen Blättern nachwiesen, wie gewisse Pflanzenformen, die wir allgemein als Blumen bezeichnen, mit ihrem durch Insekten vermittelten Kreuzungsverkehr und auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl, der Anpassung und Vererbung, zu einem hohen Grad von Schönheit in Form und Farbe gelangen und sich sonst noch allerlei an-

ziehende Eigenschaften erwerben*), so wollen wir heute die Reversoite betrachten. Die so ungemein zahlreichen und so sehr von einander verschiedenen pflanzlichen Organismen sind einer kaum übersehbaren Menge von Krankheitsprozessen ausgesetzt.

*) Siehe „Unsere Blumenzüchter,“ Jahrg. 1883, Nr. 26.

deren Ursachen, Verlauf und Wirkungen zu beobachten keine geringe Mühe gekostet hat. Man ist im Lauf der Zeit denn auch dahin gelangt, daß man sich die meisten dieser Krankheiten erklären kann, wodurch wiederum ein gutes Stück Aberglaube aus der Welt geschafft worden ist. Früher, als man über die Ursachen dieser Erscheinungen noch nicht unterrichtet sein konnte, war man gleich bei der Hand, an „Zauberei“ und „Hexerei“ zu glauben, und manch armes Menschenkind hat auf dem Scheiterhaufen enden müssen unter der unsinnigen Anklage, den Acker oder die Wiese seines Nachbarn „behext“ zu haben. Darüber sind wir längst hinweg, und wenn es heute noch gewissenlose Menschen gibt, die solchen Aberglauben zu verbreiten suchen, so haben sie glücklicherweise wenig Erfolg.

Je höher die Organismen sich entwickeln, desto zarter und kunstreicher werden die einzelnen Teile und desto schwieriger sind Verletzungen zu ertragen, welche die Verbindung und die zusammenhängenden Funktionen der einzelnen Organe stören. Ein Tier oder ein Mensch, dem ein Glied abgehauen wird, geht daran leicht zu Grunde; ein Baum, der einen Ast verliert, wird sich, wie wir sehen werden, infolge einer solchen Verwundung wohl mannichfachen Veränderungen unterziehen müssen, aber er wird nicht daran sterben. Der tierische Leichnam, der Luft oder dem Wasser ausgesetzt, verwest, und auch die stärksten Knochenteile werden mit der Zeit zu Staub. Die zu großer Festigkeit entwickelten Teile gewisser Pflanzen, die Holzteile, widerstehen dagegen auf eminent lange Zeit dem Einfluß der Elemente. So hat man jüngst aus dem Rhein bei Mainz die Ueberreste einer von Karl dem Großen angelegten hölzernen Brücke herausgeholt, und die Holzstücke, die sich ein volles Jahrtausend unter dem Wasserpiegel des Rheins befunden hatten, zeigten nur wenig oder gar keine Spuren von Zerstörung; sie waren fest und schwer wie Stein geworden. Dagegen ist nicht zu übersehen, daß es auch pflanzliche Organismen gibt, die noch feiner und zarter als die tierischen angelegt sind und denen die geringste Verletzung oder Verkümmerung ihrer Lebensbedingungen den Tod bringt.

Die Ursachen der Pflanzenkrankheiten sind oft gar nicht leicht aufzufinden; manche sind bis heute unbekannt geblieben. Am leichtesten kommt man natürlich der Krankheit an den Grund, wo Parasiten (Schmarozger) die Ursachen sind; mögen es nun pflanzliche oder tierische Parasiten sein. Diese Parasiten bewirken auch die ansteckenden (contagiösen) Pflanzenkrankheiten, während bei den tierischen Körpern nach den neuesten Forschungen die Ansteckung durch die sogenannten Bakterien geschieht, jene merkwürdigen mikroskopischen Parasiten, welche die Wissenschaft noch geraume Zeit beschäftigen werden, bevor über Ursprung, Dasein und Funktionen derselben völlige Klarheit vorhanden sein wird*).

Beim Verhältnis der Krankheit zum Pflanzenkörper dürfen nicht diese beiden Faktoren allein in Anschlag gebracht werden; man muß auch die Nebenumstände berücksichtigen. So kann eine Pflanze an der gleichen Verwundung in schlechtem Boden zu Grunde gehen, während sie sich in gutem Boden erholen würde. Eine Krankheit kann bei nassem oder trockenem Wetter leichter oder schwerer ansteckend wirken, je nach den Umständen.

Um eine Uebersicht zu gewinnen, teilt man die Pflanzenkrankheiten ein in solche, die entstehen: 1) durch Raummangel; 2) durch Wunden; 3) durch Verhältnisse des Lichts; 4) durch Verhältnisse der Temperatur; 5) durch Verhältnisse des Mediums (des Bodens); 6) durch Gifte; 7) durch die Bitterung; 8) durch Pflanzen-Parasiten; 9) durch tierische Parasiten**).

*) Bakterien (von bakterion = Stäbchen; wegen der Stäbchenform mancher dieser Organismen), außerordentlich kleine pflanzliche Organismen, welche als die Träger des Ansteckungsstoffs für eine Anzahl von Krankheiten gelten. Sie verurachen, wo sie sich festsetzen, Faulnisprozesse. Man unterscheidet Cholera-Bakterien, Schwindstüch-Bakterien u. s. w. Die Entdeckung dieser Organismen, die mit bloßem Auge nicht wahrnehmbar sind, ist für die Wissenschaft sehr folgenreich gewesen.

**) Wir wollen im Laufe dieser Abhandlung möglichst jene Fremdwörter vermeiden, die nur für den Botaniker von Fach Interesse haben,

Der Raummangel bringt bei den Pflanzen Krümmungen und Verdickungen hervor; wenn Baumwurzeln in enge Felspalten eingeklemmt werden, so erscheinen sie zuweilen ganz abgeplattet, ja bandförmig, und das Mark kommt an der Seite zum Vorschein. Wenn eine Pflanze in einem engen Topf sich befindet und eine lange Pfahlwurzel hat, so krümmt sich diese in Windungen zusammen, die auch miteinander verwachsen; die Seitenwurzeln kriechen an den Topfwänden empor. Raummangel verändert oft die Gestalt der Pflanzen auf die verschiedenste Art. Die Chinesen machen davon einen merkwürdigen Gebrauch, da sie wissen, daß auch Früchte durch Raummangel ihre ursprüngliche Gestalt verlieren. Sie stecken junge Kürbisse in Flaschen, die innendig mit vertieften Figuren versehen sind; ist der Kürbis ausgewachsen, so zerschlägt man die Flasche und der Kürbis trägt nun die Figuren erhaben auf seiner Schale.

Die durch Verwundungen bei den Pflanzen entstehenden Veränderungen, Umbildungen und Mißbildungen sind so zahlreich, daß wir nur den kleinsten Teil derselben hier berühren können. Unter die Wunden zählen wir natürlich nicht jene normalen Verletzungen, welche durch Abfall von Blättern oder durch Absterben von Schößlingen und Trieben entstehen und die in ebenso normalem Verlauf wieder heilen; wir haben hier jene Wunden ins Auge zu fassen, die durch Stiche und Schnitte von Menschenhand, durch die Zähne der Ragetiere, durch die Gewalt der Elemente und durch allerlei gewalttätige Zufälle entstehen. Dahin gehören auch die durch Aufspringen entstandenen Wunden, die sich vergrößern, sobald das bloßgelegte innere Gewebe Feuchtigkeit einsaugt, und die so gefährlich werden können.

Die Zellen, jene einfachen Urformen, aus denen sich alle Organismen, auch der menschliche Körper, zusammensetzen, sind bei den Pflanzen selbständiger entwickelt als bei den Tieren, und das ist der Grund, weshalb die Abtrennung einzelner Organe bei den Pflanzen auch für diese abgetrennten Bestandteile durchaus nicht notwendigerweise tödliche Folgen hat. Im Gegenteil ist es bekannt, daß abgeschnittene Teile von Pflanzen, seien es Zweige, Blüten oder Blätter, noch eine zeitlang am Leben bleiben und durch sorgsame Pflege lange erhalten werden können, namentlich durch Wasserzutat. Kann das abgetrennte Glied Wurzeln bilden, so bildet es eine neue Pflanze; darauf beruht das Wachstum der sogenannten Stecklinge. Abgeschnittene Sprossen welken, auch wenn man sie gleich nach dem Schnitt in Wasser stellt, bis zu einem gewissen Grade; dieses Welken findet nicht statt, wenn das Durchschneiden unter Wasser erfolgt. Bei unpassender Veredlung findet häufig ein Absterben statt; es gibt nämlich Pflanzen, die das Aufsprossen aufeinander nicht vertragen. So lassen sich verschiedene Birnenforten nicht auf Quitten sprossen; sie gehen lieber zu Grunde. Die Ursache dieser hartnäckigen Abneigung kennt man nicht.

Je nachdem die Verstümmelungen ausgeführt werden, sind auch die Folgen verschieden; eine Pflanze kann an dem Samen, an dem Stamm, an den Wurzeln und an den Zweigen verstümmelt werden. Die wunderbaren Heilprozesse, die bei den Pflanzen möglich sind, bewirken, daß Pflanzen auch die schwersten Verstümmelungen, sogar den Verlust des Stammes und der Wurzeln überstehen können. Die Wurzeln namentlich sind sehr empfindlich, was man beim Umsetzen an Topfpflanzen zc. beobachten kann. Fast alle Pflanzen erzeugen, wenn sie ein wichtiges Organ verloren haben, in der Nähe der Verletzungsstelle Neubildungen (Reproduktionen), welche die Funktionen des verlorenen Organs übernehmen. An Knospen und jüngeren Zweigen werden die Verwundungen meistens durch Wild, Eichhörnchen, Käfer zc.

dem großen Publikum aber nur das Verständnis der Sache erschweren. Diese Bezeichnungen sind momentan kaum abzuschaffen; zum großen Teil sind sie aber nur ein Ueberbleibsel aus jener Zeit, da das Latein noch die Weltsprache der Wissenschaft war. Die Gelehrten haben leider nicht den guten Willen, dies erbgesehene Uebel zu beseitigen. Sonst würde man statt Parasit Schmarozger und statt Contagium Ansteckungsstoff sagen. Allerdings klingt das nicht so gelehrt.

verursacht. Bei bedeutenden Verstümmelungen an Bäumen bemerkt man, daß sich die Jahresringe am Stamm schwächer bilden, daß also die Entwicklung des Stammes zurückbleibt. Durch diese Verletzungen entstehen auch die mannichfachen Mißbildungen, denen der Aberglaube den Namen Hexenbesen, Donnerbesen oder Wetterbüsche gegeben hat.

Die Verletzungen des Stammes und der Rinde haben meist nur eine lokale Bedeutung; diese Wunden heilen bald und leicht wieder zu. Dagegen sind jene Bohrlöcher sehr gefährlich, die an den Bäumen angebracht werden, um Harz, Terpentin u. s. w. zu gewinnen. Die Bäume kränkeln und liefern schlechtes Holz. In vielen Waldungen ist es streng verboten, Birken, Tannen u. auf diese Weise anzuzapfen. Das Wild fägt den Bäumen durch Abschälung und Abnagung der Rinde schwere Schäden zu; am gefährlichsten aber sind die Mäuse, welche das junge Holz so benagen, daß oberhalb der Wundstelle der ganze Stamm abstirbt. Der Borkenkäfer, welcher ganze Gänge in die Bäume bohrt und sich häuslich darin einrichtet, verursacht großen Schaden; je nachdem er viel oder wenig arbeitet, überstehen die Bäume seinem Angriff oder sie sterben ab.

Wenn aus den Baumwunden der Pflanzenjaft in Form von Terpentin ausfließt, wird er in der Luft zu Harz; wenn dies Harz die einzelnen Holzzellen durchdringt, so entsteht das bekannte, beim Feueranzünden beliebte Riechholz, dessen Späne noch in einzelnen Gegenden, im Schwarzwald z. B., die Beleuchtung des Abends liefern müssen. Riechholz ist also krankes Holz. Außer dem Harzfluß unterscheidet man an den Pflanzen noch Gummifluß, Tragantfluß und Mannafuß. Ueber die Entstehung des Gummiflusses bei Pflaumen, zwischen Stein und Fruchtfleisch, hat man noch keine Gewißheit erlangen können.

Die Heilung der Wunden geschieht durch den Wundkork, der als ein Gewebe die Wundfläche überzieht, oder durch eine wulstartige Bedeckung, Callus genannt. Die Rinde wird so langsam wiederhergestellt, und es tritt die sogenannte Ueberwallung oder Verwallung ein, aus welcher Holzschichten entstehen. Ein solcher Heilungsprozeß findet auch beim Duliren und Pfropfen statt.

Wird der natürliche Heilungsprozeß verhindert, so treten sehr bald die Erscheinungen ein, welche eine Zerfetzung des Pflanzenkörpers verkünden. Die von den Wundflächen berührten Pflanzenzellen werden getötet und diese Wirkung pflanzt sich auf die übrigen Zellen fort. Es erscheint die Wundfäule, die Rotfäule, die Weißfäule, die Trockenfäule, die Grünfäule und wie diese Krankheiten alle heißen, welche den pflanzlichen Organismus rasch zerstören. Eine Krankheit der Obstbäume nennt man Krebs; sie entsteht dadurch, daß die Heilung der Wunden des Baumes durch den Stich der Blutlaus immer wieder verhindert wird. Die Fäule kann bewirken, daß der ganze innere Baum ausfault, und so entstehen die bekannten hohlen Bäume, welche oft ihrem Leiden sehr lange trotzen.

Die Wirkungen des Lichts stehen mit verschiedenen Pflanzenkrankheiten im Zusammenhang. Wenn der Same im Dunkeln keimt, so werden die neugebildeten Teile gelb und fleckig, was daher kommt, daß sich die Körner, aus denen das Blättergrün (Chlorophyll) entsteht, ohne Licht nicht ausbilden können. Aber auch allzustarkes Licht beschädigt leicht das Blättergrün. Man kann bei den Zimmerpflanzen leicht diesbezügliche Beobachtungen anstellen. Man bemerkt den Einfluß mangelnden Lichts auch am Korn. Wenn die Kornähre vom Winde oder Regen niedergelegt wird, so faulen leicht jene Teile, die den Wirkungen des Lichts entzogen sind.

Die Wirkungen der Temperatur sind noch intensiver als die des Lichts. Zuviel Hitze tötet die Pflanzen; der Frost bringt den Pflanzen den Tod durch Erfrieren, indem die Pflanzensäfte zu Eis erstarren. Doch überleben viele Pflanzen den Gefrierprozeß und treten nach dem Auftauen ihre Funktionen wieder an. Frostrisse, Frostflecken, Frostspalten sind weitere Folgen der Einwirkung allzustarker Kälte.

Die Wirkungen des Bodens (des Mediums) wechseln mit dessen Beschaffenheit. Der Boden muß für Licht zugänglich

sein, wenn die Pflanze gedeihen soll. Die Wurzeln von Landpflanzen dürfen nicht ins Wasser sich erstrecken; ein nasser Boden bringt den Pflanzen Fäulnis. Ein Boden, welcher zu viel Nahrungstoff enthält, bringt Mißbildungen von Pflanzen hervor; es geht hier den Pflanzen wie den Menschen, wenn sie zuviel essen und trinken. Bei einigen Pflanzen macht sich Gelbsucht und Bleichsucht bemerkbar, wenn sie keine eisenhaltige Nahrung haben. Ganz wie bei uns, werden hysterische und bleichsüchtige Damen sagen.

Zum Leben der Pflanzen gehört Sauerstoffgas, insbesondere aber auch Kohlensäure ist für die grünen Pflanzen unentbehrlich. Sie gehen zugrunde, wenn keine Kohlensäure vorhanden und ihr Reservennährstoff aufgezehrt ist.

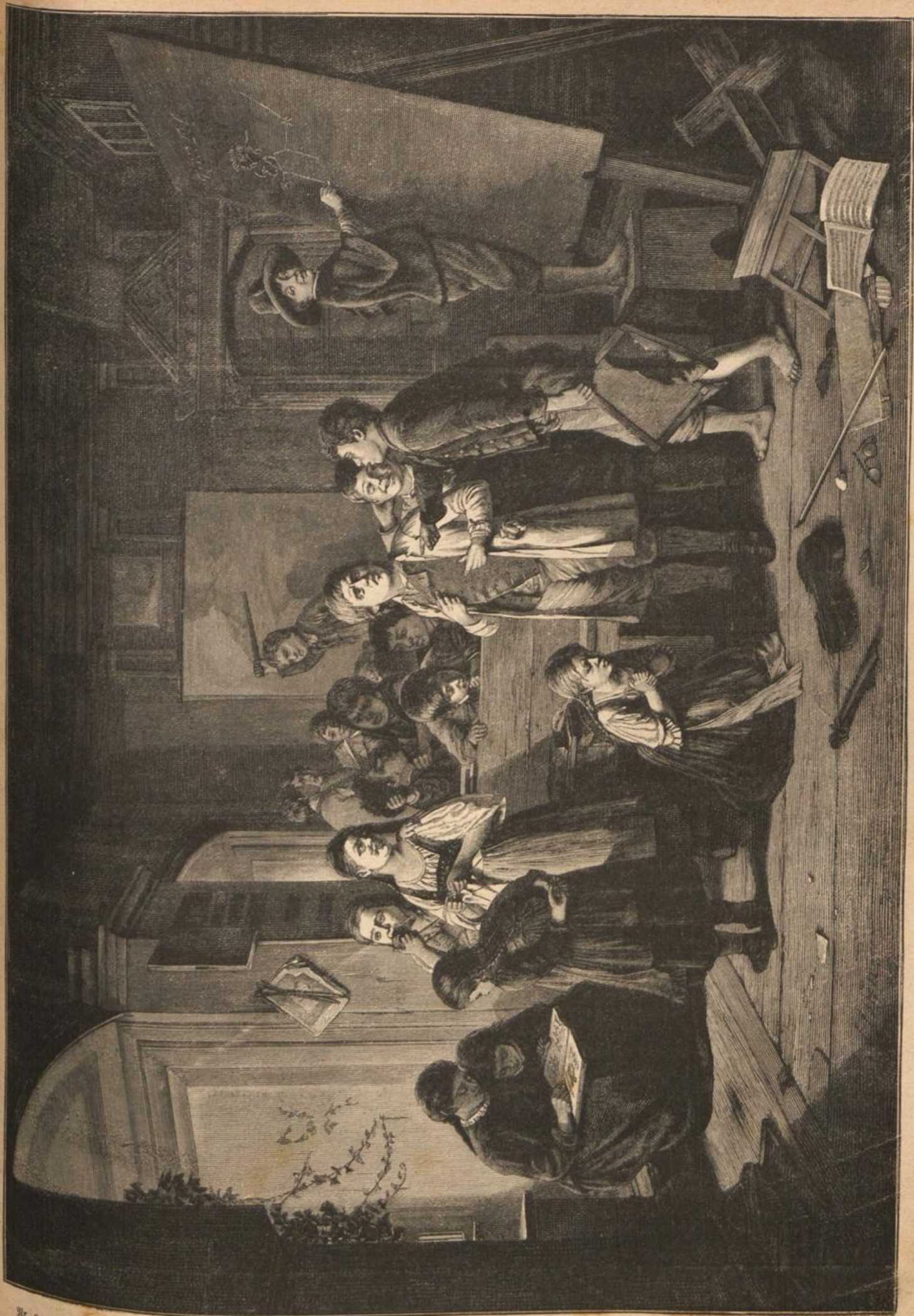
Als Gifte wirken auf die Pflanzen die schwefligen Säuren, der Hütten- und Steinkohlenrauch. Industrielle Anlagen mit giftigen Dämpfen können auf ziemliche Strecken die Pflanzkultur vernichten. Wenn junge Fichten sich sechzig Tage in einer Luft befinden, die nur ein Millionstel ihres Volumens an schwefliger Säure enthält, so sterben sie ab. Das Leuchtgas schädigt und tötet die Pflanzen, wenn es durch Röhren in den Boden ausströmt, in dem sie wurzeln. Man hat gefunden, daß die Wurzeln von Linden durch die Wirkung von Leuchtgas blau gefärbt worden sind. Auch Kochsalz wirkt schädlich, d. h. wasserentziehend auf lebende Pflanzen.

Die Wirkungen von Schnee, Regen, Hagel, Wind, also die Einflüsse der Witterung auf Pflanzen sind bekannt; auch die Wirkungen des Blitzschlages. Bemerkte sei, daß der Blitz nur an solchen Bäumen zündet, an denen totes, trockenes Holz vorhanden ist.

Wir kommen nun zu den Schmarozern oder Parasiten und zu den von ihnen verursachten Pflanzenkrankheiten.

Jede Schmarozerpflanze hat ihre bestimmte Nährpflanze (auch Wirt genannt), auf der sie sich festsetzt und von deren Säften sie sich miternähren läßt. Die Wirkung ist eine ganz verschiedene; manche der ausgezogenen Pflanzen zehren ab und sterben, andere werden geschwächt und bleiben am Leben, ein verkrüppeltes und verkümmertes Dasein führend; andere zahlen den Tribut an den ungebetenen Gast und leben fröhlich weiter. Wir unterlassen es, sehr naheliegende Analogien aus dem menschlichen Gesellschaftsleben hier anzuführen. Die Schmarozerpflanzen oder Schmarozerpilze (parasitische Pilze) sind noch nicht lange, erst seit Anfang der fünfziger Jahre, umfassend bekannt geworden; früher suchte man sich die von ihnen hervorgerufenen Krankheiten auf allerlei sonderbare Weise zu erklären. Heute weiß man, daß gewisse Krankheitserscheinungen von Schmarozerpflanzen hervorgerufen werden, die sich auf einzelnen Pflanzen festsetzen und da nicht nur fortwuchern, sondern sich von da aus auf andere Pflanzen en masse verbreiten. Bei den unterirdischen Organen gelangen die Schmarozer leicht von Wurzel zu Wurzel; bei den oberirdischen aber vermitteln die Sporen, die Fortpflanzungsorgane der Pilze, die Uebertragung.

Die Zahl der durch Pilze verursachten Pflanzenkrankheiten ist Legion. Man unterscheidet fünf hauptsächlichste Pilzformationen: 1) die Chytridiaceen, 2) die Saprolegniaceen, 3) die Peronosporaceen, 4) die Dyscomyceten und 5) die Pyrenomyces. Die erste Gattung ist wenig gefährlich; die zweite schon mehr; sie macht die Blätter mißfarben und läßt Pflanzenteile absterben; die dritte ist schon gefährlich. Die Peronosporaceen sind die Ursache der Kartoffelkrankheit; sie bewirken erst, daß die Blätter schwarz werden, und dann tritt die Knollenfäule ein. Dieser Pilz ist massenhaft zerstörend seit 1843 in Amerika, seit 1845 in Europa aufgetreten. Die zwei letzten Arten von Pilzen sind die verbreitetsten und die schädlichsten. Sie verursachen den Lärchenkrebs und die Napskrankheit; sie durchsuchen oder zerstören den Alee, den Hanf, die Speisezwiebeln, verschiedene Blumen, Hyazinthen, Valsaminen u. s. w. Beim Naps kann man die Pilzbildung am vollkommensten beobachten. Diese Pilze bringen auch den bekannten Rehtau hervor, der wie Schimmel aussieht, was aber nichts anderes ist, als massenhafte Schmarozerpilze. Damit verwandt ist der



In der Pause. (Seite 218.)

Traubenpilz, der ähnlich wie der Mehltau aussieht. Daß man sich früher die Entstehung des Mehltaus nicht erklären konnte, hat den Aberglauben ungemein gefördert. Der Rußtau, auf Holzpflanzen und Kräutern, ist weniger gefährlich als der Mehltau, welcher letzterer auf Hopfen, Klee, Wicken u. s. w. sich festsetzt. Krankheiten, die durch solche Pilze bei den Pflanzen entstehen, sind ferner die Kränkelkrankheit der Kartoffeln, die Rostflecken der Äpfel und Birnen, die Blattbräune, das Schwarzwerden des Klees, Blatt- und Fruchtflecken, Schwindpocken, der schwarze Brenner, das Pech der Rebe, Fleckenkrankheit der Maulbeerblätter, der Holzkropf, der Safrantod, die Kartoffelpocken, der Blattschorf bei Gras, die Rostflecken der Pflaumenblätter, der Pilz des Kletterkorns, die Herzsäule der Kuntelrüben, der Rapsverderber, der Wurzeltödter und noch tausend andere Krankheiten, die aufzuzählen, geschweige denn zu beschreiben der Raum uns nicht gestattet. Man kann sich denken, welche furchtbaren Verwüstungen alle die Schmarozerpilze, welche sich von lebenden Pflanzen nähren, anrichten. Und nur in sehr wenigen Fällen kam die Hand des Menschen durch künstliche Heilung den infizierten Pflanzen zuhülfe kommen. Die Brand- und Rostkrankheiten entstehen durch Brand- und Rostpilze und gehören gleichfalls hierher; ebenso die großen Schwammpilze, die auf Bäumen schmarozen. Diese Schwämme sind eigentlich keine Parasiten, aber sie bewirken doch, daß der von ihnen besetzte Teil des Baumes krank wird. Wir wollen noch, um die Zerstörungskraft dieser Pilze zu illustriren, die *tramedes radiceiperta*, den Wurzelverwüster anführen, einen Pilz, der Fichten und Kiefern befällt, wie ein umgewandelter Hut aussieht, und dadurch, daß er die Wurzeln ausfaugt, die ganzen Bäume tötet. Jüngere Fichten und Kiefern sterben an diesem furchtbaren Schmarozer ganz rasch ab.

Außer den Schmarozerpilzen leben aber auch tierische Schmarozer auf den lebenden Pflanzen, die keine geringeren Verwüstungen anrichten. Es gibt tierische Schmarozer, die eine Auszehrung der von ihnen besetzten Pflanze oder Pflanzenteile bewirken. Dahin gehört die Milbenspinne, die eine Menge Gartenpflanzen bedeckt und sich dort häuslich einrichtet, teilweise die Blattlaus, die Schildlaus und die Eichen-Phylloxera, welche letztere die runden Flecken an den Blättern der Eiche verursacht.

Weit zahlreicher sind jene Schmarozer, durch deren Einwirkungen auf die Pflanzen abnorme Neubildungen entstehen, in oder auf welchen der Schmarozer sich gewöhnlich aufhält. Diese Neubildungen nennt man Gallen, und die gallenerzeugenden tierischen Schmarozer haben sich sonach den Pflanzen am meisten angepaßt, wie auch umgekehrt ihnen die Pflanzen. Die Bildung von Gallen (Cecidien) ist so mannichfaltig und so reichhaltig, daß es die größte Mühe macht, nur einen Ueberblick zu gewinnen. Wir können hier auf die schwierigen und ausgedehnten Klassifizierungen, welche die Wissenschaft mit diesen Erscheinungen hat vornehmen müssen, nicht eingehen, und wollen nur einige der merkwürdigsten dieser Formationen erwähnen.

Die Gallen entstehen durch die Einwirkung der Stich-, Fress- oder Saugorgane der schmarozenden Insekten auf die pflanzlichen Organe. Krümmungen, Verdickungen und Biegungen der Blätter, vermehrte Bildung und filzartige Verdichtung von Blatthaaren, Aufstrebungen der Blätter, Anschwellungen an Wurzeln und Stengeln erscheinen, und in diesen winzig und fein organisierten Zufluchtsorten hausen die Herren Schmarozer mit Weib, Kind und Kegel. Aus dicht zusammengedrängten Haaren der Blätter errichten sie sich förmliche Filzhütten; die

Anpassungsgeetze haben ihnen den Gefallen getan, Beutelgallen, Tuschengallen, Stengelgallen zuzulassen. Die Blattläuse spielen in dieser Schmarozerwelt eine große Rolle und sitzen behaglich in den durch Krümmungen der Blätter entstandenen Tälern und Schluchten. Die Milben sitzen gern in beutelartigen Gallen. Die Anpassung ist soweit gegangen, daß sich an der Mündung dieser Gallen auch Schutzwehren gebildet haben; dichte Behaarungen oder förmliche, aus neuen Ansätzen gebildete Wälle, um kein unberufenes Tier oder auch kein Wasser einzulassen. Die Rüstergallenlaus richtet sich an den Blättern der Rüstler oft bohnen große Behausungen ein. An den Blättern der Ulme findet man die Läuse in blasenförmigen, fein samthaarigen, ausgestülpten Gallen sitzen. Die Reblaus, die bekannte und gefürchtete *phylloxera vastatrix*, gehört zu den gallenbildenden Schmarozertieren. Sie bringt an den Wurzeln der Weinstöcke Gallenbildungen hervor, was den Tod der ganzen Weinstöcke herbeiführt. Sie legt etwa 40 Eier, aus denen nach acht Tagen Junge auskriechen, die sich ebenfalls an den Rebwurzeln festsaugen und schon nach 20 Tagen, ohne Begattung, Eier legen. Sie können 6 bis 8 Generationen in einem Sommer bekommen. Es bilden sich an den Wurzeln Knollen und Höcker, auf denen die Tierchen sitzen; das sind die Gallen. So wird die Wurzel angegriffen und zerstört; die aufsaugenden Wurzelteile gehen zugrunde und der ganze Stock folgt nach. Die Gallwespen bringen in das innere Gewebe der Pflanze ein und veranlassen so eine Gewebewucherung, die man als Galle bezeichnet. Der Kohlgallenrüsselkäfer lebt in beulenförmigen Gallen am Wurzelhals von Raps, Blumenkohl, Steckrüben und Verwandtem. Er legt seine Larven in die Gallen, die sich förmlich durch dieselben durchfressen. Die Weidenholzgallmücke bildet Gallen an den Ästen der Weidenarten, indem sie ihre Larven zu vielen tausenden dort einlegt.

Die bekannten Galläpfel entstehen durch den Stich von Gallmücken und Gallwespen, welche ihre Eier unterzubringen bestrebt sind. Die Larve ist, wenn sie sich entwickelt hat, vollständig in der Galle eingeschlossen und muß sich durch die Gallenwand eine Oeffnung nagen, durch die sie hinaus kriechen kann. Zuweilen aber bildet die Galle selbst Oeffnungen, durch welche das Tierchen hinausgelangen kann.

Auch Früchte können sich zu Gallen umbilden, wenn Schmarozertiere sich in dieselben eindringen. Die Mohn- und Kohlgallmücke sind stets bereit, solche abnorme Bildungen ins Leben zu rufen und versäumen keine Gelegenheit. Das Vichtkorn des Weizens, welches durch das sogenannte Weizenälchen hervorgerufen wird, gehört auch hierher.

Mit Vorstehendem haben wir dem Leser einen Begriff von den Pflanzkrankheiten geben wollen und nicht mehr. Der massenhafte Stoff verwehrt es, die Sache eingehend zu behandeln. Wir wollen damit nur die Erkenntnis dargetan haben, daß das innere organische Leben der Pflanzen viel reicher ist, als bei einer oberflächlichen Betrachtung scheinen könnte. Zugleich sei nicht übersehen, wieviel es noch festzustellen und zu erforschen gibt bei dem, was wir in unserer nächsten Nähe vor uns sehen. Man kann berechnen, wie weit die Sonne von uns entfernt ist; man kann das Erscheinen eines Kometen auf lange Jahre auf die Minute voraus berechnen, allein wir wissen z. B. noch nicht, aus welchen Ursachen der Harzfluß in der Pflanze entsteht. Solcher noch unerklärten Erscheinungen gibt es genug in unserer nächsten Umgebung. Wir brauchen also gar nicht in die Weite zu schweifen; es gibt in unmittelbarer Nähe noch genug zu forschen und zu sondiren.

Hans Hasenfuß.

Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von Hans Eckart.

Siegfried Bandmeyer und Kurt Stark sind heute Freunde auf Leben und Tod, — vor wenigen Wochen jedoch konnten sie sich noch absolut nicht leiden. Wenn Kurt Stark in den Laden trat, in welchem erster Kommiss zu sein den ganzen Stolz Siegfried Bandmeyers ausmachte, so schnitt er rasch hintereinander zwei grundverschiedene Grimassen, — eine furchtbar spöttische, — diese galt dem ersten Kommiss Siegfried Bandmeyer — und eine furchtbar verliebte, welche letztere an die Adresse der hübschesten Verkäuferin des ansehnlichen Weißwaarengeschäfts Jakob Fink und Komp., des Fräulein Emmy Holder gerichtet war. Siegfried Bandmeyer seinerseits wurde immer puterrot, wenn er Kurt Starks kräftige Figur in der Ladentür auftauchen und sich von ihm so überlegen über die Achsel weg gemessen sah, — er wurde rot, obzwar er eigentlich nicht die mindeste Ursache dazu hatte. Fräulein Emmy Holder dagegen wurde gar nicht rot, der über die Maßen tecke Kurt mochte ihr noch so tief und noch so feurig in die schelmischen Augen schauen. Also noch vor wenigen Wochen war dem langen, schmalen, abgesehen von der durch lange Übung und emsigste Bemühung angeeigneten fieberhaft behenden Kommistätigkeit recht linkischen Siegfried der flotte Student Stark der unangenehmste aller Käufer und, was angesichts dieser tiefgefühlten Tatsache geradezu zum Ausderhautfahren war, der am häufigsten wiederkehrende aller Geschäftsbesucher.

Siegfried Bandmeyer, der früher mit akademischen Bürgern wenig oder gar nicht in Berührung gekommen war, glaubte an diesem einen Exemplar so recht deutlich erkannt zu haben, wie entsetzlich unpraktisch diese gelehrten verkehrten Leute, wie er mit einem Seitenblick auf Fräulein Emmy zu bemerken liebte, seien. Die mächtigen Vorteile des Einkaufens im Großen z. B. vermochte Kurt Stark augenscheinlich niemals zu begreifen. Ja, seine Erkenntnis machte in dieser Beziehung sogar die traurigsten Rückschritte. Als er zum erstenmal, vor ungefähr einem Vierteljahr, in den Laden gekommen war, hatte er doch wenigstens noch auf einmal ein halbes Duzend Oberhemden, ein Duzend Stiefstragen und ein halbes Duzend Manschetten gekauft. Als er acht Tage darauf wiederkehrte, kaufte er schon nicht mehr als zwei Kravatten und ein Paar Handschuh, natürlich war dabei von einem Profit für ihn wegen Engroskaufs nicht mehr die Rede, — und diesen Nachteil hatte dem damals noch Ungehassten Siegfried Bandmeyer in berebtester Weise auseinanderzusetzen. Anfanglich schien diese wohlmeinende Belehrung auch auf guten Boden zu fallen, denn Kurt Stark riß die Augen weit auf, rückte den Nasenflügel zurecht und fixierte den guten Siegfried eine Weile, dann schaute er nachdenklich bei Seite und machte dabei: hm, hm! Haha! Sehr richtig! Höchst überraschend! Schon am nächsten Tage war er wieder im Laden und trat sofort an Siegfried Bandmeyer heran, um diesen mit ausgesuchter Artigkeit zu bitten, er möge seinen so überzeugenden und geistreichen Vortrag von gestern ihm gütigst heut noch einmal halten. Jetzt stieg Siegfried zum erstenmale die Röte ins Gesicht, welche fortan immer wiederkehrte, sobald der Student an seinem Horizont von neuem auftauchte, — er wußte mehrere Augenblicke lang nicht, was er sagen sollte, da aber Kurt Stark mit uner-schütterlichem Ernst ihn fixierte und versicherte, er halte sich zwar im übrigen für einen höchst hoffnungsvollen jungen Mann, leide aber unglücklicherweise an einem merkwürdig schlechten Gedächtnisse, so fing denn schließlich unser Siegfried wirklich wieder seine Belehrung von neuem an. Der Student rührte sich nicht, schaute aber immer zur Seite und — das fiel Siegfried heut auch zum erstenmale auf — unausgesetzt nach der Richtung hin, wo Fräulein Emmy Holder sich befand. Und diese — Siegfried blieb mitten in einem Satze stecken — diese schien krank zu sein, denn sie hatte ihr Taschentuch vors Gesicht gepreßt und wand sich wie von entsetzlichen Leibschmerzen geplagt.

„Liebes Fräulein Holder, fehlt Ihnen was?“ fragte Herr Bandmeyer teilnehmend milde.

„Wahrhaftig, ich war so in Ihren Vortrag vertieft, mein bester Herr Bandwurm —“

Siegfried wurde schon wieder rot und Fräulein Emmy schien einen neuen, furchtbar heftigen Schmerzensanfall zu bekommen, denn beinahe wäre sie umgefallen und laut mußte sie schluchzen oder glucksen. —

„Bitte, Bandmeyer,“ sagte Siegfried mit Nachdruck.

„Ah, Pardon! — mein unglückliches Gedächtnis, — übrigens ich bin Mediziner im vierzehnten Semester, also in meiner Wissenschaft zuhause wie der geheimste aller Medizinalräte — meine Diagnose inbezug auf das Leiden des Fräuleins ist auch schon fertig: klonische Reflexkrämpfe verbunden mit Dyspnoe, — sehr bedenklich! Nur gut, daß in meiner Person gleich ein gewiegter Mädchenarzt zur Hand ist —“

Dabei schritt der gewiegte Mädchenarzt im vierzehnten Semester eiligst auf das noch immer ihr Gesicht im Taschentuch vergrabende Fräulein Emmy zu und fuhr fort:

„Gegen solche Zufälle wendet man am besten Hautreize an, so z. B.,“ — dabei bückte er sich ganz außerordentlich rasch zu dem Fräulein nieder, — was für einen Hautreiz er anwendete, konnte Siegfried Bandmeyer nicht sehen, denn der breite Rücken des Studenten raubte ihm völlig die Aussicht auf das Mädchen, — die Wirkung war aber eine wunderbare, — Fräulein Emmy fuhr empor und schlug mit dem Taschentuch nach dem gewiegten Mädchenarzt, offenbar noch von den klonischen oder klonischen Krämpfen — Siegfried konnte sich die gelehrte Bezeichnung des merkwürdigen Krampfanfalles nicht recht merken — beherrscht, — damit waren aber auch schon die Krämpfe völlig beseitigt, nur sehr angegriffen schien die hübsche Emmy noch, denn sie zog sich eiligst in die äußerste Ladenecke zurück. Kurt Stark, ihr Arzt, folgte ihr dahin — er mußte von der vollständigen Beseitigung des Krampfanfalles fest überzeugt sein, denn er sprach garnicht mehr davon, sondern ging zu dem Geschäft über, das ihn hergeführt hatte.

„Ich bitte um einen Stiefstragen, liebste Fräulein,“ sagte er.

Siegfried Bandmeyer traute seinen Ohren nicht. Er glaubte, der Student habe sich versprochen und werde das einsehen, wenn er den einen Kragen empfangen. Aber das geschah nicht, — Kurt Stark nahm den Kragen in Empfang, zahlte die vierzig Pfennige, welche er kostete, in Fünfpfennigstücken der reizenden Emmy in die Hand, — eine Operation, die eine merkwürdig lange Zeit in Anspruch nahm und bei der zweimal eines der kleinen Gelbstücke auf den Ladentisch fiel und von diesem auf den Fußboden hinabrollte, und ging, seine Blicke bedeutungsvoll auf Emmys Antlitz geheftet, zum Tempel hinaus, ohne sich um Siegfried Bandmeyer auch nur zu kümmern.

Fortan kam der gewiegte Mädchenarzt täglich in das Weißwaarengeschäft und bewies unserm Siegfried kläglich, daß seine Belehrung über möglichste Wirtschaftlichkeit beim Einkaufens diesmal auf den steinigsten Grund gefallen war, denn jetzt kaufte er regelmäßig gar nur ein einziges Stück: ein Hemd, eine Kravatte, einen Kragen, ja einmal hörte ihn Siegfried sogar fragen, ob man denn wirklich gleich ein volles Paar Manschetten auf einmal kaufen müsse, ihm würde augenblicklich eine schon genügen.

Siegfried Bandmeyer war nun keineswegs so naiv, um auf die Dauer sich einzubilden, daß hinter dem Gebahren des Studenten keine besondere Absicht, sondern nur kaufmännische Ungeschicklichkeit stecke. O nein!

Es war klar, der abscheuliche Mensch hatte sich über ihn nur lustig gemacht und kam weniger wegen der Kragen und Manschetten, als der hübschen, flotten Verkäuferin zuliebe.

Und das hieß doppelt und dreifach abscheulich an Siegfried Bandmeyer handeln.

Siegfried nämlich war für Emmys Reize auch nicht blind gewesen; er hatte sich sogar schon eine ganze Zeit lang mit dem kühnen Gedanken getragen, sie dereinst zu seinem ehelichen Weibe zu machen. Gesagt hatte er davon freilich keiner Menschenseele etwas, auch nicht die leiseste Andeutung gemacht. Aber ausgemalt hatte er sich die Sache schon in hochpoetischer Weise.

Zu Ostern übers Jahr war er aller menschlichen Berechnung nach ein gemachter Mann, indem ihm zu dieser Zeit als an seinem fünfundzwanzigsten Geburtstage ein kleines von einem alten Dunkel hinterlassenes Kapital zufallen sollte. Damit wollte er sich selbständig machen und als selbständiger Weißwaarenhändler brauchte er nicht nur eine gewandte und anziehende Verkäuferin, sondern auch eine Frau, — zwei Posten, die offenbar sehr gut von einer und derselben Person ausgefüllt werden können. Wer war zu beiden geeigneter als Emmy? Er wußte sich nicht zu erinnern, jemals einem hierzu besser qualifizirten Wesen begegnet zu sein.

Primawaare, in jeder Beziehung Prima, hatte er sich oft gesagt, wenn er Emmy oft so ausnehmend gewandt ihre Kunden bedienen und so reizend schelmisch lächeln sah.

Indes glaubte er vielzusehr Kaufmann zu sein, um sich so Hals über Kopf in bedenkliche und abenteuerliche Unternehmungen stürzen zu dürfen. Darum wollte er sich die Heiratsache erst noch reiflich überlegen, Emmy beobachten und prüfen und dann — etwa zu Weihnachten übers Jahr, — damit die Brautzeit nicht gar zu peinvoll lang würde, ihr seine Liebeserklärung machen.

Gewiß, — er, der erste Kommiss von Jakob Fink u. Komp., mit den sichersten Aussichten auf ein gutes eigenes Geschäft wollte sich übers Jahr ihr, der mittellosen Verkäuferin, als Weihnachtsgeschenk darbieten. Konnte es etwas Sinnigeres, Züngereres, Minnigeres geben? Siegfried Bandmeyer beabsichtigte sich demnächst auch mit Gedichtemachen abzugeben und war gerade daran, sich aus den Werken mehrerer großen Vordichter eine Reinsammlung anzulegen, deren Krone bis jetzt in eben diesem Sinnig, Innig, Minnig bestand.

Soweit war also alles im besten Gange und es hätte unserm plänkeln Weißwaarensiegfried auch sicher nicht fehl gehen können, wenn dieser abscheuliche, gewiegte Mädchenarzt Kurt Stark nicht dazwischengekommen wäre. Aber der verdarb dem ersten Kommiss von Jakob Fink u. Komp. die schöne Zeit der jungen heimlichen Liebe gründlich!

Nun hatte Emmy für ihren heimlich verliebten Vorgesetzten weder Auge noch Ohr mehr. Ja, es kam sogar vor, daß, wenn er sie manchmal melancholisch seufzend anschaute und auf die Schlechtigkeit der Welt, insbesondere der Studentenwelt, Andeutungen fallen ließ, sie ihm laut und lustig ins Gesicht lachte.

Auf diese Weise war sein Verhältnis zu der reizenden Verkäuferin statt intimer, immer frostiger geworden und schließlich gestand er sich seufzend, daß er, wenn er sich nicht blamiren wolle, den Gedanken an eine treu ewige Vereinigung mit Emmy am besten gleich ganz aufgebe.

Den Studenten aber hätte er vernichten können, und wenn das mit feindseligen Gedanken und unhörbaren Rachechwüren angehe, so wäre Kurt Stark längst eine Leiche gewesen. Da damit jedoch dem gehäßten Gegner auch nicht ein Haar gekrümmt wurde, so geschah eben nichts weiter, als daß Siegfried brandrot wurde im langen schmalen Antlitz, wenn er des Andern Antlitz erblickte, — was täglich allermindestens einmal geschah und häufig öfter, denn Kurt Stark legte sich schließlich gar eine Sammlung von Hemdenknöpfchen an, die er nie in größeren Partien als zu drei Stück einkaufte, und mitunter hatte er die Dreistigkeit, sich Vormittags eins, Nachmittags noch eins und Abends das dritte Hemdenknöpfchen zu holen.

Das ward Siegfried Bandmeyer am Ende doch zu toll, und gerade hatte er sich zu dem Entschlusse aufgerafft, seinem Prinzipal Jakob Fink die unzweifelhaften Ursachen der werktätigen Geschäftsfreundschaft des gewiegten Mädchenarztes zu enthüllen, da blieb dieser auf einmal ganz fort.

Siegfried begann aufzuatmen und schon wieder liebevoller

und sehnsüchtiger an Emmy zu denken, da ertappte er sie eines Abends dabei, wie sie nach Geschäftsschluß an der nächsten Straßenecke sich einer dort in tiefem Schatten harrenden Mannesgestalt an den Arm hing und, ihr Köpfchen zärtlich an die Schulter derselben lehrend, sich davonführen ließ.

Siegfried kannte die Gestalt, und er kannte auch nur zu gut die Stimme, welche das Mädchen mit den Worten empfangen hatte:

„Heut hast du mich aber lange auf Flanellwache gelassen, kleiner Schatz, du kannst dich wohl von dem melancholischen Bandwurm nicht trennen?“

„Ja, denke dir nur, dieser Hans Hasensuß scheint jetzt wieder Mut zu kriegen, seit er dich nicht mehr sieht, Kurt, aber — lieber Nonne werden, — — als so einen —“ hatte Emmy lachend geantwortet.

Bandwurm?! Hans Hasensuß?! Ha — das ging auf ihn. Nun war alles vorbei. Emmys Schicksal war besiegelt, sie konnte niemals, weder auf Erden noch im Himmel — Frau Weißwaarenhändlerin Bandmeyer werden!

Siegfrieds Stimmung an diesem Abend war furchtbar. Und sie wäre wahrscheinlich auch furchtbar geliebt, wenn ihn nicht mit Allgewalt ein neuer großer Gedanke ergriffen hätte.

Dieser Gedanke lautete: Jetzt mußt du dich erst recht verloben, so rasch als möglich, und wenns nur irgend geht mit einer noch Hübscheren und vielleicht auch mit einer, die nicht ganz so arm ist, wie eine Kirchenmaus, dann könntest du dir am Ende gar gleich ein größeres Geschäft gründen und diese nichtsnutzige Emmy, wenn sie bis dahin ihren guten Ruf nicht ganz eingebüßt hat, als deine Verkäuferin engagiren — das wäre eine Sache — groß und edel zugleich, — so muß es werden!

Das war der kühnste Gedanke, den Siegfried in seinem ganzen Leben gedacht hatte, und er hatte sich auch noch nie so stark gefühlt, einen Gedanken auszuführen; freilich wußte er anfangs durchaus nicht, wie.

Aber er grübelte unansgesetzt darüber nach — früh und spät, während des Tages und der Nacht. Er aß nicht mehr so riesig viel als früher und schlief nicht mehr so fest als sonst; er wurde bald entsetzlich nervös und die Feder zitterte immer in seiner Hand, so zergübelte er sein Hirn, wie er seinen gewaltigen Plan ausführen könne.

Endlich tagte es in seiner verdüsterten Seele. Eines Tages kam mit ihrer dicken Frau Mama ein nettes, rundes, kerngesundes Landpommeranzchen ins Geschäft und kaufte allerlei Weißzeug und plauderte dabei so ungenirt und zutraulich mit Siegfried, der die Damen höchst eigenhändig bediente, daß dem langen Jüngling mit einemmale das Herz aufging.

Willig und freudig, wie kaum je zuvor, schleppte er die besten Zeuge herzu, schilderte gesprächig und lebhaft die Eigenschaften der Waare, ohne zu übertreiben und setzte schließlich die denkbar niedrigsten Preise an.

Die dicke Mama war eine ausgezeichnete Kennerin von allen Leinenwaaren, und auch die schmucke Tochter wußte ziemlich in dem Fache Bescheid. Beide zeigten sich mit Stoffen und Preisen höchlich zufrieden, und die Mama nickte sehr gnädig, als sie ging, indes das Töchterchen zutraulich und ein klein wenig errötend dem tief komplimentirenden und die kleine Dame mit strahlenden Augen betrachtenden Kommiss zunickte.

Die oder keine, beschloß Siegfried Bandmeyer bei sich, als er die Thür hinter den Damen zumachte.

Und diesmal lächelte ihm von vornherein das Glück. Als er Abends noch ganz warm von der interessanten Begegnung in der Stammneipe einigen guten Bekannten eine glühende Schilderung entwarf von dem reizenden Wesen, das soeben seinen Lebenslauf gekreuzt habe, da lachte einer der Tischgenossen hell auf und sagte:

„Es wäre rein zum Tollachen, wenn die Fee, welche der Bandmeyer eben mit so did aufgetragenen Farben unserer Phantasie vormalt, mein Väschen vom Lande wäre — ein kleines, dralles, ganz allerliebste Ding freilich, aber doch gar nicht so

übermäßig ideal angehaucht und noch blutjung —.“ Und richtig, besagtes Bäschen — allerdings ungefähr eines aus dem zehnten Verwandtschaftsgrade — war es wirklich, das jedoch mit dem Reisenden für Bertold Grönners Buntpapierfabrik dereinst in weit nähere Verwandtschaft zu treten bestimmt war, — denn dessen verlobte Braut war die Schwester des von Siegfried Vandmeyer bis in alle Himmel erhobenen kleinen, drallen, allerliebsten Dinges.

„Was taten Sie, Vandmeyer,“ fragte der Reisende, Gustav Jungmann mit Namen, „wenn ich nicht mit der drei Jahre älteren Schwester Klara Prechtling, sondern mit dem kaum siebzehnjährigen Lehnen Prechtling verlobt gewesen wäre?“

Siegfried Vandmeyer fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, — der Gedanke war fürchterlich, aber die Gewißheit, daß das dralle Lehnen nicht Gustav Jungmanns Braut, ja sogar allerhöchst wahrscheinlich noch ganz frei war von jeder Liebesverpflichtung war, erhielt ihn doch bei guter Laune.

„Die ganze Nacht würde ich Bündhölzer geschabt haben,“ entgegnete er.

„Was Bündhölzer geschabt, — Sie schnappen doch nicht etwa schon vor Verliebtheit über, Vandmeyer?“

„Gott behüte! Im Gegenteil, — ich hätte die Nacht über Bündhölzer geschabt, um mich bei Sonnenaufgang mit dem

Phosphor zu vergiften, das ist doch ein sicherer Tod, Jungmann, denke ich.“

„Wenn es schon so schlimm steht mit Ihrem unberührten Junggesellenherzen, Vandmeyer, dann ist es am gescheitesten, Sie gehen der Geschichte gleich auf den Grund und sehen, ob Sie die Kleine mag.“

„Das ist ganz meine Ansicht“ jauchzte Siegfried hoch auf, „ganz und gar, ich möchte Ihnen einen Kuß geben, Jungmann, so sprechen Sie mir aus dem Herzen, — aber sagen Sie mir nur, als Sachverständiger, was soll ich anfangen, was — ich tue alles — ich lerne noch diesen Herbst tanzen, reiten, schwimmen, — ich mache die himmlischsten Verse — —“

„Ach was, schwimmen und Verse machen, — das Bäschen ist weder ein Teich, noch eine hirnverrückte Bildungsdame, die partout einen Schiller oder Goethe zum Manne haben möchte. — Werde mirs bis morgen überlegen, dann sag ich Ihnen, was zu machen ist — heut trinken wir aber noch ein Gläschen Wein auf die zukünftige Verwandtschaft, — Sie bezahlen, Vandmeyer, wie?“

„Mit Vergnügen, — nur her, aber Sie sind und bleiben mein treuer Berater und Freund, Jungmann —“

„Gewiß — auf Ehre und entwickle mich mit möglichster Geschwindigkeit zum leiblichen Schwager — angestoßen, so — noch einmal und zum letztenmale!“

(Schluß folgt.)

Dem alten Jahr.

Gedicht von Rudolf Lavant.

Noch eine flüchtig-kurze Stunde,
So ist durchlaufen deine Bahn,
Und hundert Glocken in der Kunde
Verkünden eines andern Jahr.
Schon winkt und nickt man ihm entgegen
Und füllt den Kelch und jubiliert,
Indes auf nebelvollen Wegen
Sich deine letzte Spur verliert.

So gehts auf Erden einem jeden,
Wie froh begrüßt es auch begann —
Ich aber will mit dir noch reden,
So lang dein Ohr mich hören kann.
Doch fürchte Bitten nicht und Klagen,
Was auch in mir verglomm, versank,
Was ich auch litt an trüben Tagen —
Ich bringe dir den letzten Dank!

Wohl hast du nicht erfüllen dürfen
Was ich zu bitten nicht gewagt,
Wohl hast den feurigsten Entwurf
Die goldne Stunde du versagt,
Wohl fühl' ich oft die Kraft ermatten
Und meine Seele wurde voll
Vom Ziehn und Wallen grauer Schatten —
Doch heg' ich darum keinen Groll.

Das mußte sein und sei vergessen:
Des Schicksals wars, nicht deine Schuld —
Doch laß die Hand dir innig pressen
Für jedes Zeichen deiner Huld,
Für jeden Blick, der süßverhohlen
Und scheu ins Auge mir getaucht,
Für jeden Kuß, den du verstoßen
Auf meine heiße Stirn gehaucht.

Ich danke dir für jedes Lächeln
Von rosig-strischem Kindermund,
Für jedes kühlen Lüftchens Fächeln
Im bachdurchrauschten Wiesengrund;
Für jeder Blume stilles Düften,
Die sich in Mädchenlocken schmiegt,
Die über eingesunknen Gräften
Im Abendwind das Köpfschen wiegt.

Ich danke dir für jedes Rauschen
Im dämmergrünen, stillen Tann,
Das für mein ahnungsvolles Lauschen
Unfänglich tiefen Sinn gewann;
Für jedes Lied, das ins Gezitter
Der Blätter sanft ein Vöglein sang;
Für jedes Lied, ob süß, ob bitter,
Das sich der eignen Brust entrang.

Für jede Raft auf Berg und Dünen,
Für Sternlicht und Mondenschein,
Für jeden Wandertag im Grünen,
Für jeden Becher Feuerwein,
Für jede Windsbraut, die mit Stöhnen
Die Wipfel bog in schwarzer Nacht,
Für jeden Blitzstrahl, jedes Dröhnen
Der Donner sei dir Dank gebracht.

Ich danke dir für jede Stunde,
Die mich auf lichte Höh'n geführt,
Da ich in meiner Seele Grunde
Verwandten Wesens Hauch gespürt,
Da ich, von Stolz und Freude trunken,
In schön're Geisteslande drang;
Ich danke dir für jeden Funken
Des Horns, der aus den Augen sprang.

Es wird mir schwer, von dir zu scheiden,
Viel schwerer noch, als ich gedacht:
Du hast durch Freuden und durch Leiden
Mich reifer, sinnender gemacht.
Du zeigtest mir das schlichte Echte,
Du zeigtest Gleichendes als hohl —
Ich löse zaudernd meine Rechte
Aus deiner Rechten: fahr' denn wohl!

Unsere Illustrationen.

Die Oberjagd. (S. 201.) Wir sehen auf unserem Bild eine Episode aus einer Streifjagd auf Sauen, wie man die Wildschweine in der Jägerprache gewöhnlich bezeichnet. Bei einer solchen Streifjagd wird der Wald, in dem man das Gewild vermutet, von den Jägern rings besetzt und die Hunde (Hesen, Rüden, Bracken nennt sie der Waldmann) losgelassen. Voran rennt der „Sausfinder“, der Hund, der die wilden Schweine aufspürt; wenn sein kurzes Gebell und das dumpfe Brüllen eines Wildschweins anzeigt, daß er gefunden hat, was er sucht, so folgt mit wütendem Geheul die ganze Meute auf seiner Spur, um

das Wild den Jägern zum Schuß oder zum Abfangen zuzutreiben. Das ist keine leichte Aufgabe, und häufig muß dieser oder jener „Künte Rüde“ seine Verwegenheit mit dem Leben bezahlen. Wenn ein Eber oder Keuler aufgejagt wird, so kostet es gewöhnlich Opfer. Grimmig steht dann der Keuler inmitten der ihn umschwärmenden Meute, die ihm keinen Augenblick Ruhe läßt und ihn von vorn, von hinten und auf den Flanken anfällt, und seine kleinen tüdischen Augen rollen unheimlich umher. So lauert er, bis einer der Rüden sich frech zu nahe herangewagt hat und mit Blitzesschnelle, wie man sie dem plumpen Tier gar nicht zutrauen sollte, fährt er aus mit seinen gewaltigen Gauern, seinem Opfer den Bauch aufschlitzend. Aber die Meute läßt

sich dadurch nicht entmutigen; sie wird vielmehr zur Wut entflammt. Immer wieder ihre Angriffe erneuernd, treiben sie den Keuler aus dem sicheren Dickicht hervor, bis er auf einer freien Stelle zum Schuß kommt oder die Kette der Jäger zu durchbrechen sucht. Dann beginnt der gefährlichste Teil der Jagd. Es gelingt oft nicht, den Keuler mit der Büchse zu erlegen. Man muß in der Regel eine Kugelbüchse nehmen, denn die Haut des wilden Ebers ist wie ein Panzer, an dem Schrote und Posten abprallen. Das Wildschwein reißt sich viel an harzigen Bäumen, wodurch die borstigen Haare mit Harz bedeckt und mit einander verklebt werden, so daß in der Tat eine Art von Panzer entsteht. So wird häufig der Keuler nur verwundet; dann aber erreicht seine Wut den höchsten Grad und er schießt nicht mehr, er geht auf den Jäger los. Dieser, dem keine Zeit bleibt, seine Büchse wieder zu laden, ist nun auf das Abfangen angewiesen, eine Prozedur, die viel Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit erfordert. Zum Abfangen bedient man sich zuweilen des Hirschjägers, gewöhnlich aber der sogenannten Schweinsfeder, eines langen Jagdspießes. Mit dieser Waffe muß der heranschnaubende Keuler geschickt in die Brusthöhle oder auf das Blatt gestochen werden. Wenn dieser Stoß nicht gelingt, so kann es dem Jäger leicht das Leben kosten. Dies war namentlich früher der Fall, als Deutschland noch von weit mehr großen und tiefen Wäldern bedeckt war, die große Rudel von Wildschweinen in sich bargen. Damals fanden sich bei diesen Tieren Exemplare von geradezu formidabler Größe und Stärke, wahre Ungeheuer; es gab früher solche Tiere, die oft lange eine Gegend bedrängten und die Bevölkerung in Schreden setzten, bis es einem kühnen Jäger gelang, sie zu speien. Heute ist das Wildschwein in Deutschland nicht mehr sehr zahlreich; es kommt allerdings noch vielfach vor, meistens in Jagdgehegen, wo die einzelnen Tiere nicht jene Größe und Stärke erreichen, als in früheren Zeiten. Das weibliche Wildschwein, die Bode, kann auch gefährlich werden, namentlich wenn sie Junge (Früchlinge) hat. Im übrigen lebt der Keuler außer der Brunszeit allein und überläßt die Sorge für die ganze grunzende und brummende Familie der Frau Mama. Man sieht, die Wildschweinsjagd ist ziemlich gefährlich, aber auch nicht mit jenen Grausamkeiten verbunden, die bei den Hezjagden in England üblich sind. Der Keuler wird getötet, weil er bewaffnet ist und mit seinen Hauern, von den Jägern Gewehr genannt, töten kann; in England hezt man Hirsche und Füchse so lange, bis sie vor Ermüdung zusammenbrechen. Wir behalten uns vor, einmal in einer ansüßlichen Arbeit die Grausamkeiten darzustellen, die bei einzelnen Jagdarten gegen die Tiere begangen werden.

W. B.

„Dat Sleedenrecht“. (S. 209.) Von allen deutschen Dialektdichtern hat wohl keiner sich das Herz des Volkes so erschlossen, als unser medlenburgischer Landsmann „un Demokrat“ Fritz Reuter. Es verstand aber auch keiner vor und nach ihm, das Volksleben in seinen Leiden und Freuden mit einer solchen Feinheit und Gefühlstiefe, belebt von dem köstlichsten Humor, zu schildern wie er. Die Behauptung moderner Poeten mit krummen und anderen Nasen, Fritz Reuters Dichtungen seien „Poesien auf Holzpantoffeln“, kann nur auf gelben Reid zurückgeführt werden. Das Volk hat sich nicht daran gelehrt, es hat seinen Fritz Reuter in vielen tausenden von Exemplaren gekauft und noch lange, wenn jene Reider längst der wohlverdienten Vergessenheit anheimgefallen sind, werden Reuters Dichtungen dem Volk eine unerschöpfliche Quelle des echten rechten Humors sein.

Der bedeutendste Illustrator Reuterscher Poesien ist zweifellos C. Beckmann, dessen Reutergalerie (im Verlage von J. Brudmann in München erschienen) wir unsere heutige Illustration, „dat Sleedenrecht“, entnehmen. Es ist eine Szene aus „Dörchläuchting“. Der „Löper Halsband“ hat „Stining-Sweester“ auf dem Eise in eine dunkle Waldede gefahren und übt „dat Sleedenrecht“ (Schlittenrecht) an ihr aus, indem er sie derb abkühlt. „Sweester Dürten“ hat aber aufgepaßt; sie fragt beim Nachhausegehen Stining aufs Gewissen: „Stining, segg de Wahrheit, hett hei di küßt?“ „Ja,“ säd Stining, „wenn du't doch weiten möst, hei hett mi küßt!“ „Hett hei di sühr küßt?“ frug Dürten. — Da bömie sich so'n lästigen allerleiwüsten Jamsertroz bi Stining up un sei säd: „Ja, hei hett mi sühr küßt.“ Als Dürten nun gar wissen wollte, wie viel Küsse er ihr gegeben hatte, sagte Stining ganz pazig: „de Ort ward nich tellt!“ Hiermit mußte Dürten wohl zufrieden sein, Stining un Halsband waren auch zufrieden.

Halsband war nämlich der Läufer des von 1753—1794 regierenden „Dörchläuchting“ Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz. Letzterer hatte „drei Grugels und drei Furchten, de em kein Rauf leten“. Die drei „Grugels“ waren Angst vor Arbeit, Gelpenster und Weiber; die „drei Furchten“ bezogen sich aufs Gewitter, den Tod und die Eventualität, daß ihm eines Tages die Krone abhanden kommen könnte. Die Furcht vor einem Gewitter spielte ihm manchen dummen Streich. Von dem „Konrektor“ hatte er erfahren, daß Seide, Glas und Siegelad die Elektrizität „nich antredt“, deshalb ließ sich „Dörchläuchting“ ein kleines Haus von Glas bauen, welches mit einem seidnen Schirm zugebedt wurde; in dem Glashauss stand der herzogliche Troneßel auf Flaschenhälften. Wenn ein Gewitter herannahte, dann zog „Dörchläuchting“ einen seidnen Schlafrock an, setzte eine seidene Mütze auf, fuhr in Pantoffeln, die mit rotem Siegelad überzogen waren und troch, so ausgestattet, in sein Glashauss, setzte sich auf den Tron und glaubte nach allen Seiten hin gesichert zu sein. Sobald das Gewitter begann, wurde die goldene Krone auf dem herzoglichen Eßel, „will se antredt“,

in ein seidnes Tuch gehüllt und bei Seite gelegt. Bei jedem Blitz fuhr der Herzog zusammen, bedeckte sein Gesicht mit einem seidnen Tuch und schrie: „Ach, du leuwe Gott, ach, du leuwe Gott.“

Um jedoch auf den Held unserer Geschichte, Halsband, zurückzukommen, so war derselbe in Allerhöchste Ungnade gefallen und, obwohl unschuldig, „in't Lod smeten worn“. — Am andern Tage nach diesem schweren Regierungskalt brachen „jaeben Gewitter“ aus und bei solchen Gelegenheiten mußte der „Konrektor“, der bei Dörchläuchting „as'n höllischen klauten Wirschen“ galt, aufs Schloß kommen, um zu trösten. Stining-Sweester, die durchs „in't Lod smeten Halsbands“ sehr betrübt war, wußte, daß der Konrektor bei „Dörchläuchting“ während eines Gewitters alles durchsetzen konnte; sie wandte sich daher an ihn mit der Bitte, ihr zu helfen, d. h. Dörchläuchting zu veranlassen, „Halsband ut 't Lod to laten“. Das tat auch der redliche Mann. Erst wollte „Dörchläuchting“ „nich ran“, als aber einige heftige Donnerschläge die Vorstellungen des Konrektors unterstützten, willigte er unter Ach und Krach in die Begnadigung seines Läufers, dem es später, allerdings nach vielen Fährnissen, gelang, „sin leiw Stining“ heimzuführen.

d.

In der Pause. (S. 213.) Diesmal haben sie's allzuschlimm gemacht. Kaum hatte der Schulmeister den Rücken gewendet, als sie übereinander herfielen und sich gegenseitig eine gräuliche Walgerei lieferten, die weniger für die harten Schädel der Beteiligten als für die ehrliebe Schulgeige von den schlimmsten Folgen war, denn es kostete ihr das Leben. Da liegt sie entseelt am Boden, den schlanken Hals vom Kumpf getrennt, und das kleine brave Rätchen kniet vor ihr in tiefer Trauer und in Vorahnung des fürchterlichen Strafgerichts, welches die Missetäter treffen wird. Selbst der angehende Raffael, welcher bemüht ist, die ehrwürdigen Züge des Schulmeisters höchst respektlos zu karikieren, unterbricht einen Augenblick sein Werk, auf die Trümmer blickend, die auf dem Schlachtfeld zurückgeblieben. Ist es eine Simultanschule, in der sich die Szene abspielt? Schwerlich; das primitive Bild an der großen Tafel zeigt sogar, daß des Lehrers Oberlippe keineswegs von einem staatsgefährlichen Schnurrbart beschattet ist*) und die ganze Physiognomie läßt schließen, daß in ihm die Nüch der frommen Denkungsart der Regulative sich noch niemals in das gährende Drachengift antikonservativer Gefinnungen verwandelt hat. Es vergeht kein Tag, wo die Buben nicht mit den schönen Worten und frommen Sprüchen christlicher Liebe überhäuft werden und jeder Unterricht beginnt und schließt mit einem Choral und einem brünstigen Gebet. Und dennoch solche Streitucht, solche Widerspenstigkeit, solcher Mangel an Achtung gegen den Lehrer! Doch das erklärt sich sehr einfach: „Das ist der Teufel sicherlich.“ Ja freilich, der Teufel und seine Bode, die Erbünde, lassen sich nicht so leicht überwältigen und offenbar hätte in der Schule noch weit mehr mit Gebeten, Chorallen und Bibelstücken geleistet werden müssen. — Jesus, der milde Stifter des Christentums, stellt das unmündige Kind als Muster des Erwachsenen hin: „Wenn ihr euch nicht belehrt und werdet wie eines dieser Kleinen, werdet ihr nicht eingehen in das Himmelreich.“ Das Pfaffenstum aber glaubt in jedem Kinde eine Bestie verborgen, die Erbünde. Diese auf purer Unwissenheit beruhende Lehre verteidigen die orthodoxen Pfaffen aller Konfessionen mit Fanatismus, um ihr Dogma vom Erlösungstod Christi darauf bauen zu können. Sie dichten dem Menschen eine Erzkrantheit an, damit er in ihre Apotheke laufe und ihnen ihre Nituren, Pflaster und Pillen ablaufe. Was aber diese Medikamente gewirkt haben und noch wirken, das zeigt die Geschichte und das Leben zur Genüge. Die orthodoxe Religionschule erzieht ihre Pflegekinder zu einer Deede von Heuchlern und Dudmäusern und zu bössartigen Fanatikern. Sie verduflert und unnachtet die Vernunft, erstickt das Rechtsgefühl und hemmt die Regungen des Mitgeföhls und der Humanität in ihrer Entfaltung. — Es ist nicht wahr, daß das menschliche Herz böse von Jugend auf ist; der Mensch ist von Natur ebensowohl zum Bösen wie zum Guten fähig. Schlechte Anlagen, schlechtes Beispiel, schlechte Gesellschaft, schlechte Lehren, vor allem aber schlechte Erziehung machen den Menschen schlecht, und diese schlechte Erziehung besorgt vor allen Dingen die Ortodoxie mit ihren vernunftwidrigen Dogmen und frommen Uebungen selbst. Also, wenn sich die Kinder bessern sollen, müssen zunächst Lehrer und Lehre gut und vernünftig sein.

Beiträge zur Länder- und Völkertunde.

Die Frauen bei den Böers im Kaplande. Das Land der Böers ist das Paradies der Frauen. Die Hausfrau ist innerhalb der Farm das Haupt der Familie. Ihr Stuhl ist geheiligt, niemand wagt sich darauf zu setzen; ihr Platz vor der Kaffeelampe ist althehrwürdig. Kein Kauf oder Verkauf wird ohne sie abgeschlossen; sie hat ihr gesondertes Vermögen und ihren Kindern werden von der Geburt an Hausgeräte, Schafe und Pferde zum ausschließlichen Eigentum bestimmt. Kourmacherei und Heiraten gibt den Mädchen als die höchste Würde des Lebens, wie auch anderswo; aber das Kourmachen dauert nicht lange und ist sehr unromantisch. Ein oder zwei Besuche im Hause der

*) Der „Ab. Weis. Stg.“ zufolge werden in Preußen auch jetzt wieder, wie in Zeiten der Reaktion, Kondemnierten über die Volksschullehrer geführt. In welchen wird u. a. gefragt: ob der Lehrer einen Schnurrbart trage? Wie er sich kleide? Ob er Sonntags tegle? u. s. w.

Schönsten genügen, das Schicksal eines Verliebten zu entscheiden. Die Mädchen heiraten zwischen fünfzehn und achtzehn Jahren. Die Eltern können ihren Kindern eine Heirat aus Neigung nicht verwehren. Der Friedensrichter ist der gesetzliche Wächter über die Rechte der Unmündigen, und er veröffentlicht die Verlobung an der Türe des Gemeindehauses, auch gegen den Willen der Eltern. So war einem jungen Manne von den Eltern gestattet worden, ihrer Tochter den Hof zu machen; als sie aber seine Armut erfuhren, wollten sie nichts mehr von einer Heirat wissen. Das jugendliche Paar wandte sich an den Landdrosten und dieser entschied endgültig zu ihren Gunsten.

Ein Bövermädchen wird fast immer einen Verwandten ihrer Familie heiraten, ja lieber einen leiblichen Vetter, als einen Fremden. Heiratet eine aus der Familie hinaus, oder gar einen Mann anderer Nationalität, so bleibt sie mit ihrem Sinnen und Trachten doch ganz bei ihrem Volke und in der Tiefe ihres Gemüthes lauert die Scheu vor dem fremden Herrn und Meister. So hat sich denn auch der Brauch befestigt, daß Jungverheiratete zuerst eine zeitlang im Hause oder auf der Farm der Eltern der Braut leben; daher rührt die gänzliche Unterwerfung des Mannes unter den Willen seiner Frau und seiner Schwiegermutter.

(Aus „Beiträge zur Charakteristik der Bövers“ von Briz Förster. „Ausland“ 1883, 29. St.)

Die Wäldungen Glatz-Vorhanges umfassen nach der „Magdb. Ztg.“ 30,72 Prozent des Gesamtareals des Landes, nämlich 445,771 Hektaren von 1450810 Hektaren (dagegen in Preußen nur 23,30, im deutschen Reich 25,70 Prozent). Davon gehören 30,08 Prozent dem Staate, 44,05 den Gemeinden, 3,85 Prozent beiden zugleich, 0,55 Instituten und 21,01 Privaten. Unter den Holzarten stehen die Nadelbäume obenan (34 Prozent Tannen, 17 Prozent Kiefern, 2,30 Prozent Fichten). 32,80 Prozent sind Buchen, 11,60 Eichen. Während der deutschen Verwaltung sind 1320 Hektaren neu angeforstet, aber 3411 Hektaren gerodet worden, was einen Abgang von 2091 Hektaren ergibt; doch sollen in Zukunft größere Aufforstungen stattfinden, wozu 47000 Hektaren Oedländerien verfügbar sind.

Die Forchungsexpedition, welche den Lauf des Inkonstroms in Alaska (Nordamerika) verfolgte, teilt mit, daß sie den Strom in einer Länge von 2000 engl. Meilen hinabfuhr; derselbe soll einer der größten Ströme der Welt sein und eine um 50 Prozent größere Wassermenge führen, als der Mississippi. Seine Breite soll an manchen Stellen sieben Meilen betragen.

Bemühungen um die Einwanderung in Australien. Wie die Kolonien Neu-Südwaales, Queensland, Neuseeland und Tasmanien, so sucht auch Südaustralien durch freie und assistirte Einwanderung aus Europa seine schwache Bevölkerung zu mehren. Die Kolonie, mit einem Areal von 42448 $\frac{1}{2}$ deutsch-geographischen Quadratmeilen, zählte am 1. April 1883 erst 301614 Seelen. Freie Beförderung erhalten nur Dienstmädchen. Alle übrigen Personen — sofern sie für die Kolonie geeignet befunden, also namentlich in der Landwirtschaft und im Bergbau erfahrene Arbeiter sind, — zahlen entweder, je nach Alter, einen Beitrag von drei bis fünf Pfund Sterling, oder sie tragen die Kosten der Fahrt selber und erhalten dann eine sogenannte Landordre vorant über zwanzig Pfund Sterling. Es ist dies eine Anweisung der Regierung als Anzahlung angenommen wird, sobald die betreffende Person nachweislich zwei Jahre lang, vom Tage der Landung gerechnet, beständig in der Kolonie verblieben ist. Diese Vergünstigung wurde auch deutschen Auswanderern zuteil, aber sie hatten sich bisher immer erst dem Generalagenten der Kolonie in London, jetzt Sir Arthur Blyth, persönlich vorzustellen, damit letzterer über ihre Tauglichkeit entschied. Diese Unbequemlichkeit ist seit Juni 1883 in Wegfall gekommen, indem die südaustralische Regierung das hamburger Haus Casar Godefroy bevollmächtigt hat, an für Südaustralien nach Vorschrift geeignete deutsche Auswanderer eine Landordre über zwanzig Pfund Sterling auszustellen. Gleichzeitig übernimmt es die Firma, die Auswanderer nach Gedirung ihrer Landordre frei nach der Kolonie zu befördern, freilich mit dem Risiko, daß, falls die betreffende Person die Kolonie vor Ablauf von zwei Jahren heimlicherweise verläßt, die Landordre unsalzig wird.

Eine Offerte des Signor Cesare, welcher sich im Mai dieses Jahres in Südaustralien aufhielt, eine beliebige Anzahl Malteser nach dieser Kolonie senden zu wollen, falls die Regierung die Kosten der Fahrt tragen wolle, wurde abgelehnt, weil die maltesischen Bauern auf einem zu niedrigen Grade der Kultur stehen.

Die Anzahl der Juden in Jerusalem beziffert A. M. Lunz, ein in Jerusalem selbst wohnender Jude, für das Jahr 1877 auf 14000, eine Summe, welche sich seitdem noch beträchtlich vermehrt hat. Sie besitzen elf Synagogen und sechzig Gebet- und Studirhäuser in der Stadt selbst und in ihrer Umgebung; zwölf von den letzteren befinden sich in Privathäusern.

Eine neue Besitzergreifung Englands in Westafrika. Das zirka sieben englische Meilen lange Stück der westafrikanischen Küste, welches sich vom rechten Ufer des Mannastuffes (Grenze von

Liberia) bis Scherbro hinzieht, ist kürzlich von England annektirt worden. Dafür hat Frankreich am 2. April d. J. den Eingeborenenstaat Porto Nuovo, halbwegs zwischen Whydah und Lagos besetzt.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft.

Ueber die Alpenwirtschaft in Deutschtirol schreibt Dr. v. Inama-Sternegg: Die große Bedeutung, welche die Alpenwirtschaft für Tirol hat, läßt sich schon daraus abnehmen, daß von den 527 Gemeinden Deutschtirols 388 oder fast 74 Prozent Alpen innerhalb ihrer Gemarkung haben, und sich auf diesem Gebiet 2482 Alpen mit einer Gesamtausdehnung von 689 786 Hektaren befinden, welche 88 Prozent des gesamten Weidenlandes von Deutschtirol ausmachen. Die 156 575 Kinder, welche im Jahre 1873 den wirklichen Besatz der Alpen Deutschtirols bildeten, betragen 50 Prozent und die 137 659 Schafe 63 Prozent der gesamten bei der Zählung 1869 konstatirten Zahl beider Tiergattungen im ganzen Land. Die nördlich vom Brenner gelegenen Bezirke sind reicher mit Alpen geeignet, als die südlichen Teile, die Alpen des Unter- und Oberinntals (1167 und 291) nehmen mehr als die Hälfte des ganzen Alpenbodens ein. Das Unterinntal zeigt sich mit Hinblick auf die Grasrechte noch mehr als nach dem Flächenmaße seiner Alpen als das wichtigste Gebiet der deutschtirolischen Alpenwirtschaft. Es ist auch die eigentliche Domaine der Privat Alpen und steht im direktesten Gegensatz zum Oberinntale, wo die Interessenschafts- (Genossenschafts-) und Gemeindealpen fast ausschließlich herrschen.

Ueber die diesjährige Ernte in Amerika lauten die Nachrichten ziemlich günstig. Man schätzt den Ertrag des Weizens auf 500 mill. Bußels, den Ertrag des Mais auf 2000 millionen. Da in Amerika der Mais die Hauptkonsumtionsfrucht bildet, so wird der größte Teil des geernteten Weizens für die Ausfuhr verwendet werden. Es sollen überdies noch sehr beträchtliche Vorräte von altem Weizen nicht nur in den Magazinen der Händler und Spekulanten, sondern auch bei Farmern lagern.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Ausnutzung der Brennstoffe durch Zimmeröfen.

Unsere Zimmeröfen haben bekanntlich den Zweck, auf eine möglichst billige und wenig beschwerliche Weise die Temperatur der Zimmer je nach Gewohnheit und Liebhaberei auf 15 bis 20 Grad zu bringen und zu erhalten. Um zunächst die erforderliche Wärme zu erzeugen, haben wir zu berücksichtigen, daß zu einer vollständigen Verbrennung nicht nur eine hinreichende Menge atmosphärischer Luft, sondern daß auch eine genügend hohe Temperatur nötig ist. Diese Bedingungen für eine möglichst vollständige Wärmeentwicklung werden in unseren Stubenöfen meist nur sehr unvollkommen erreicht. Weitans in den meisten Fällen werden die Kohlen in gewissen Zeiträumen auf das mehr oder weniger niedergebrannte Feuer geworfen. Durch die Wärme entwidelt sich eine große Menge Leuchtgas, zu deren völliger Verbrennung in manchen Fällen die zugeführte Luft nicht ausreicht, so daß Kohlenoxyd, auch wohl Kohlenwasserstoffe, namentlich aber ausgedehnter Kohlenstoff, Ruß, entweichen. Andererseits wird zum Erwärmen der Kohle und zur Entwicklung des Leuchtgases Wärme verbraucht und dadurch das Gasgemenge teilweise unter die Entzündungstemperatur abgekühlt, die Rauchgase enthalten wieder Ruß, oft auch Kohlenoxyd und andere brennbare Gase. Des tritt nun so leichter ein, als unmittelbar vorher durch die teilweise bloßgelegten Rostspalten und während des Schürens durch die Tür große Mengen Luft eintreten und den Feuerraum abkühlen. Die Leuchtgasentwicklung läßt allmählich nach, die Temperatur erhöht sich, die Rauchbildung hört auf und die zurückbleibenden Koke verbrennen ohne Flamme. Besser stellen sich in dieser Beziehung die Füllöfen, in denen die Kohlen von oben herabbrennen, da hier das gebildete Leuchtgas mit Luft gemischt durch eine Schicht glühender Kohlen streichen muß, so daß infolge dessen meist eine völlige Verbrennung erzielt wird, falls es nicht etwa an Sauerstoff mangelt. In gleicher Weise wie Steinkohle geben Braunkohle, Torf und Holz erst Leuchtgas, dann ohne Flamme brennende Kohle. Immer aber erschwert jede zu starke Abkühlung des Feuerraumes die vollständige Verbrennung, begünstigt daher die Rauchbildung. Abgesehen von dem unmittelbaren Wärmeverlust wird durch die Rußablagerung in den Rügen die Uebertragung der Wärme von den Feuergasen auf die Zimmerluft wesentlich erschwert, der Wärmeverlust durch die Rauchgase somit vergrößert. Die glühenden Kohlen sollten demnach die Eisenflächen des Ofens nicht unmittelbar berühren, sondern durch eine Schicht feuerfester Steine davon getrennt und dadurch vor zu starker Abkühlung geschützt sein. Daß diese Abkühlung und damit Rauchbildung durch die Ansätze des Rostens der Kohlen wesentlich begünstigt wird, liegt auf der Hand. Unvollständige Verbrennung infolge von Luftmangel dürfte bei den gewöhnlichen Öfen kaum vorkommen; im Gegenteil lassen dieselben durchweg zu viel Luft eintreten, wodurch das Gasgemisch, namentlich die an Kohlenstoff reicheren Bestandteile desselben, oft unter die Entzündungstemperatur abgekühlt wird und daher unver-

Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart.

An Ella.

D, lebe wohl! Ade, ade!
 Geschieden sind wir jetzt,
 Ob auch der Träne bitteres Weh
 Mir Aug' und Wange nezt.
 Bin dir nicht gram und zürn' dir nicht,
 Ob auch dein Mund mir log,
 Ob auch dein Auge, blau und licht,
 Mich falscher Weiß' betrog.
 Ob auch dein loser, leichtster Sinn
 Mir Ruh und Frieden nahm —
 Ich ziehe meines Wegs dahin
 Allein mit meinem Gram.
 Die Sonne leuchtet hell und klar
 Auf Flur und Wald und Steg,
 Ich schreite aller Freude bar
 Leis weinend meinen Weg.
 Vor mir da singt ein junger Fant
 Ein Lied von Lieb' und Treu —
 Dem Säng'er lausch' ich unverwand't
 Und lächle früh dabei.
 Doch einmal wende ich den Blick,
 Bald bin ich fern und weit —
 Ade, ade! Dir wünsch' ich Glück
 Und daß dir's Gott verzeiht!

Moritz Rosenfeld.

Scherzrätsel.

Des großen Dichters allgewalt'ger Geist
 Ein ganzes Menschenalter hat er fast verbraucht
 Es zu vollenden.
 Doch du vermagst viel mehr, da du's zumeist
 In einem Nu schier tadellos gemacht
 Mit deinen Händen.

Semper Rotznagel.

Rösselsprung.

knurrst	dest	schneiß	sen	wie	lich	nein	zer
du	an	du	wir	du	riß	ver	tüß
vor	und	wenn	ist	driß	sen	dir	du
ser	oh	den	lachst	se	diß	der	wißt
dust	nen	sucht	ne	nicht	du	wie	zu
em	ei	die	na	und	selbst	se	o
bis	tig	den	dest	rie	te	lle	teß
noch	ysin	die	ro	sen	brü	chen	ro

braunt entweicht. Bei einigen Defen ist der Wärmeverlust erheblich, welcher dadurch veranlaßt wird, das Kohlenstückchen unverbrannt durch den Rost fallen und Kote auf dem Rost infolge zu großer Abkühlung nicht völlig ausbrennen. In solchen Fällen empfiehlt es sich, daß durch die Rostspalten gefallene Gemisch gegen das Ende des Heizens auf die noch in mäßiger Glut befindlichen Kohlenreste zu bringen. Durch die Aschendecke wird dann die Wärme derartig zusammengehalten und die Luftzufuhr gemäßigt, daß die Kohlenreste fast völlig ausbrennen. Die durch vollständige Verbrennung erzielte Wärme soll aber im Zimmer bleiben und nicht mit den Rauchgasen in den Schornstein entweichen. Die Größe dieses Verlustes festzustellen, war der Zweck einer Reihe von Versuchen, welche bestätigten, daß Kachelöfen für die Wärmeabgabe an die Zimmerluft viel ungünstiger sind als Eisenöfen. In der Tat scheint es fast, als ob die Kachelöfen bestimmt wären, den Schornstein, nicht aber das Zimmer zu heizen, da die mit der Zimmerluft in Berührung kommenden Flächen unter Vermeidung scharfer Ecken und Unebenheiten sorgfältig mit einer Glasur versehen werden — alles Umstände, welche die Wärmeabgabe möglichst erschweren. Dem entsprechend gehen auch (laut angefertigter Versuch) die Gase aus dem Kachelofen, obgleich derselbe — abgesehen von dem eisernen Einsoze — etwa die sechsfache Heizfläche hat, mit durchweg 100 Grad mehr in den Schornstein als aus dem kleinen eisernen Ofen, dessen Oberfläche vollständig mit kleinen vorspringenden Verzierungen bedeckt, für die Wärmeabgabe demnach sehr günstig ist. Der Wärmeverlust der Kachelöfen kann allerdings durch guten Verschluss der Türen wesentlich gemindert werden; wegen der ungleichen Ausdehnung von Eisen und Ton ist aber ein völliger Verschluss wohl kaum zu erreichen. Wird die Luftzufuhr bei dem mit Steinen ausgelegten eisernen Ofen richtig durch gut schließende Türen gehandhabt, so halten sie die Wärme wohl eben so lange als Kachelöfen; jedenfalls lassen sie weit weniger Wärme in den Schornstein gehen als diese, sind daher überall da vorzuziehen, wo man Ursache hat, sparsam zu sein.

Billige und nahrhafte böhmische Mandelmehlspeise. Eine Hausfrau teilt ihren Kolleginnen in der „Zündgrube“ folgendes billige Mehlspeiserezept mit, mit der sie sich noch bei allen Gästen, auch Herren, Ehre einlegte: Nimm 13 Dekagramm ungeschälte rohe Mandeln, zerleiße sie und stoße 10 1/4 Dekagramm Zucker fein, gib es auf eine Schüssel, dazu 8 Eidotter und rühre 3/4 Stunde; von diesen 8 Eiern schlage Schnee und gib davon die Hälfte in obige Masse, dazu von einer halben Zitrone die Schale, feine geschnitten, und eine geriebene Mundsammel, mische 1/2 Stunde, dann gib die übrige Hälfte des Schnees zu und das Ganze in eine mit Butter ausgestrichene und mit geschälten Mandelbröseln bestreute Form und koche es eine Stunde in Wasserdunst; zuletzt bade die Form in einer Bratröhre 1/4 Stunde gar, schütte es auf eine Schüssel und präsentire den Gästen.

Einfache Bereitung von Essig aus Obstabfällen für Haushaltungen.

Kleinere Haushaltungen können sich, selbst wenn sie keinen eigenen Obstbau haben, ihren Essigbedarf in höchst einfacher Weise bereiten. Man braucht dazu nur einen großen steinernen Topf oder ein kleines Fäßchen, in welche man die Schalen und Kernhäuser von Äpfeln wirft, die im Hause und in der Küche zur Verwendung gelangen, und dieselben mit soviel kochendem Wasser zu übergießen, daß es etwas darüber steht. Die nächsten Abfälle werden immer hinzugefügt und mehr heißes Wasser nachgegeben, bis das Gefäß voll ist. Man bedeckt es sorgfältig mit einem Tuche und stellt es bei warmem Wetter in die Sonne, bei kühlem an einen warmen Platz im Hause. In sechs bis acht Wochen ist das Wasser zu einem vortrefflichen bernsteinfarbigen Essig geworden. In einem Fäßchen nimmt man am besten einen der beiden Böden heraus. Wenn das aber nicht geschieht, darf jedenfalls der Spund nicht aufgesetzt, die Oeffnung muß vielmehr mit einem Stück Gaze bedeckt werden, damit der Luftzutritt nicht abgesperrt ist. Je wärmer das Gefäß steht, desto schneller geht die Essigbildung vor sich.

Gesundes Getränk aus Äpfeln. Man nimmt am besten bodenborfer Äpfel, wäscht sie ungeschält sauber ab, schneidet jeden Apfel in vier Teile, schüttet die Stückchen in einen irdenen Topf, legt obenauf etwas Zucker, gießt kochendes Wasser darauf bis zum Rande und läßt es an einem warmen Orte zugedeckt einige Stunden stehen. Darauf gießt man das Wasser von den Äpfeln, welches nun zum Trank fertig ist. Gut und erfrischend auch für Kranke.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortf.) — Ueberlebter. Von Max Valentin. (Schluß.) — Zwan Turgenjew. (Mit Porträt.) Von J. Stern. — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlich. (Fortsetzung.) — Ueber die Krankheiten der Pflanzen. Von W. Bloss. — Hans Hafensuß. Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von Hans Eckart. — Dem alten Jahr. Gedicht von Rudolf Lavant. — Unsere Illustrationen: Die Eberjagd. — „Das Siedenrecht.“ — In der Pause. — Beiträge zur Länder- und Völkerkunde: Die Frauen bei den Bären im Kaplande. — Die Waldungen Elsh-Lothringens. — Der Antarktstrom in Alaska. — Die Einwanderung in Australien. — Die Anzahl der Juden in Jerusalem. — Eine neue Beizergreifung Englands in Westafrika. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Landwirtschaft: Die Alpenwirtschaft in Deutschtirol. — Die 1883er Ernte in Amerika. — Für unsere Hausfrauen: Ueber die Ausnutzung der Brennstoffe durch Zimmeröfen. — Billige und nahrhafte böhmische Mandelmehlspeise. — Einfache Bereitung von Essig aus Obst für Haushaltungen. — Gesundes Getränk aus Äpfeln. — Proben deutscher Volkspoesie der Gegenwart: An Ella. Von Moritz Rosenfeld. — Scherzrätsel. — Rösselsprung. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Mannichfaltiges. — Gemeinnütziges. — Summarisches.